

Wentorf, 01.10.93.

Mein Sohn Christian möchte gerne, daß ich meine Kindheit erzähle. Es ist alles schon so lange her, doch an Vieles aus Kindheit und Jugend kann ich mich noch sehr gut erinnern.

Eigentlich wollte ich bei meinen Großeltern anfangen, irgendwie dachte ich sie gehören auch dazu. Doch ich mußte feststellen, daß ich väterlicherseits kaum etwas erzählen kann. Von den Eltern meiner Mutter da weiß ich ein wenig mehr. Wenn Mama erzählte, dann sprach sie oft von ihrem Vater, sie hatte ihn wohl sehr verehrt, ihm fühlte sie sich geistig näher als der Mutter.

Mein Großvater väterlicherseits, Julis Carl Eduard Ubbelohde war Richter in Celle. Nie hat mir jemand etwas von ihm erzählt, er ist jung gestorben, noch vor meiner Geburt.

Seine Frau, Amelia muß eine sehr energische Dame gewesen sein. Sie hat mit über 90 Jahren noch ein Patent angemeldet. In der Lüneburger Heide wollte sie, im zweiten Weltkrieg, einen Kartoffelleim fabrizieren. Ich glaube dazu ist es dann aber nicht mehr gekommen. Doch das ist dann auch schon alles was ich von ihr weiß.

Großvater Lorenzo Zuckermandel, lebte noch als ich geboren wurde Ich war sein erstes Enkelkind. Es gibt ein Photo von uns beiden. Doch auch an ihn kann ich mich nicht erinnern.

Von Lorenzo hat Mama viele Geschichten erzählt, doch wer er wirklich war, wußte niemand so recht zu sagen.

Hannes hat sich immer wieder umsonst bemüht, etwas wirklich persönliches über ihn zu erfahren. Auch ein Bericht um den er Tante Lippi bat brachte nicht viel.

Er stammte aus Niederbayern und war als Vollwaise in einer Klosterschule erzogen worden. Nach dem Krieg 1870/71, im Aufschwung der Gründerzeit, wurde er sehr jung Bankdirektor. Vielleicht hat Tante Lippi recht, daß er Halt in der etablierten Großfamilie suchte, als er meine Großmutter heiratete. Damals leitete er das Berliner Bankhaus "Schlesinger und Trier".

Was der Grund zu diesem Aufstieg in die oberste Bürgerschicht von Berlin war konnte uns niemand so recht erklären. Es sei die Zeit, ein allgemeiner Aufschwung gewesen.

Peppel, so wurde er von der Familie genannt, sprach fünf Sprachen und verstand es wohl mit Menschen umzugehen.

Jahrelang hat er zu seinem Vergnügen die "Göttliche Komödie" von Dante aus dem Italienischen in Deutsche Verse übersetzt. Es war die Sprache die ihn daran interessierte. So wie die Lutherbibel für die Deutsche Schriftsprache prägend war, ist es die "Göttliche Komödie" für die Italienische.

Wenn er in Tegernsee spazieren ging zog er oft einen Zettel aus der Tasche: es war ihm wieder ein neuer Vers eingefallen. Im Privatdruck wurden später die drei Bände seiner Übersetzung verlegt. Hannes hat sie gelesen; ich habe sehr bald gestreikt. Als Hannes sich mit meiner Großmutter über den, eigentlich recht unerfreulichen Inhalt unterhalten wollte, erklärte sie ihm: er sei noch zu jung. 1953 war er immerhin 37 Jahre alt. So ein wenig wurde er den Verdacht damals nicht los, daß sie die Bücher auch nicht wirklich gelesen hatte. Aber vielleicht tat er ihr damit auch Unrecht.

Großvater Lorenzo machte jedes Jahr große Überseeereisen.

Wenige Monate vor Ausbruch des ersten Weltkrieges war er mit einem seiner älteren Söhne in Rio. Das Hotel auf dem Weg nach Paineiras, in dem sie gewohnt hatten stand noch als wir in den 30er Jahren dort spazieren gingen. Es hatte eine tolle Lage, mit Blick auf Botafogo und den Zuckerhut. Doch im Laufe der Jahre war es zu einer "casa de comodos" verkommen. In jedem Zimmer hauste eine andere Familie, bis es dann ganz geräumt und abgebrochen wurde.

Als Großvater die Nachricht vom Ausbruch des Krieges erreichte war er auf der Rückreise von Rio nach Deutschland. Der Kapitän änderte das Geburtsdatum von Walter und machte ihn damit jünger. Man mußte damit rechnen, daß die Engländer ihn sonst, da kriegstauglich, an der Weiterreise hindern würden.

Mit an Bord war einer der obersten englischen Richter. Die Schilderung vom Abschied gehörte zu den Standartgeschichten, die uns immer wieder erzählt worden sind.

Ausgesprochen herzlich habe der Richter sich von Zuckermandel verabschiedet und ihm dabei gestanden: er habe gar nicht gewußt, daß es so nette Deutsche gäbe!

Diese Geschichte verfolgt mich seit längerem. Wie kann ein so erfolgreicher Mann, der offensichtlich gewandt und intelligent war auf so eine banale Geschichte zurückkommen.

Oder war es die Familie die damit ihre Minderwertigkeitsgefühle kompensieren mußte?

Auch eine andere Geschichte will die Überlegenheit betonen: In Berlin gab es am

Schloß einen Platz, der für die Öffentlichkeit gesperrt war. Wachen sorgten hier für Ordnung. Der Großvater kümmerte sich nicht darum. Als ihn jemand hindern wollte, hob er nur die Hand, schaute ihn an und ging mit Vetter Faulhaber ruhig weiter. Verblüfft trat, laut Geschichte, die Wache zurück und grüßte.

Großmutter Elisabeth wurde am 30 Juni 1865 geboren. Die Bassermanns sind eine weitverzweigte Familie aus dem Mannheimer Raum. Sie sollte Lehrerin werden und heiratete nicht mehr ganz so jung nach Berlin.

Gegensatz zu ihrem Mann mochte meine Großmutter nicht gerne verreisen. Die fremden Schränke in den Hotels fand sie "i gitt". Doch einmal im Jahr mußte sie, in den guten Jahren ihrer Berliner Zeit zur Kur, um die Leber für einen weiteren "Berliner Winter" mit fünf Einladungen die Woche fit zu machen. Die Hungerjahre im ersten Weltkrieg haben sie dann endgültig kuriert.

Auch von einer Reise nach Holland hat man uns erzählt. Dort habe sie in einer Ausstellung Zweifel über die Echtheit eines alten Bildes geäußert. Wenig später wurde es als Fälschung entlarvt. Sie verstand wohl etwas von Malerei und hat sich auch viel damit beschäftigt. Als Kind habe ich oft die vielen Reproduktionen bewundert, die sich in ihrem Bücherschrank in Oberach türmten.

Sie hatte einen großen Bekanntenkreis auch außerhalb ihrer Familie. Oft saß sie tagelang an ihrem Schreibtisch und schrieb.

Nach der Inflation und dem Tod ihres Mannes lebte sie ganz in Tegernsee, in ihrem früheren "Sommerhaus".

Trotz Inflation und Krieg muß vom Vermögen des Großvaters noch so viel vorhanden gewesen sein, daß sie und auch wir in der Zeit der Scheidung meiner Mutter davon leben konnten. Aber auch ihr älterer Bruder Adolf und zeitweise die Söhne Paul und Ludwig fanden in Oberach Unterschlupf und Unterstützung.

Sie hat sich um die Blumen gekümmert oft sah ich sie die Vasen richten. Auch im Garten werkelt sie bis zu Letzt in ihrer grünen Gärtnerschürze, aber sonst habe ich sie nie im Haus oder in der Küche etwas machen sehen.

Dafür gab es Mecksch, die war im Laufe der Zeit von Omas Zofe zur Haushälterin avancierte. Die grobe Arbeit machte Leni, für die Wäsche sorgte Frau Floßmann. Obwohl Oma keinen Knopf annähen konnte war sie wohl eine Frau die beide Beine auf dem Boden hatte. Sie war herzlich und immer freundlich und besorgt.

Oma war die einzige meiner Großeltern die ich richtig erlebt habe.

Aus der Tegernseer Zeit kann ich mich mehr an sie als an meine Mutter erinnern.

Mein Vater Leo Ubbelohde war ein überaus genialer Wissenschaftler. Als ich geboren wurde war er ordentlicher Professor für Physik und Chemie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

Im Laufe seines Lebens hat er immer wieder Entdeckungen gemacht und patentiert. Unter anderem das "Hygrometer nach Ubbelohde". So weit ich sie kenne zeichnen sie sich durch verblüffende Einfachheit aus. Auch einem Nichtfachmann waren sie einleuchtend. Man wunderte sich nur, warum noch kein anderer darauf gekommen war.

Für den Verkauf dieser Patente erhielt er mehrmals sehr viel Geld. Zum Teil brauchte er es wohl für seinen offensichtlich aufwendigen Lebensstil.

Man fuhr im großen Wagen nach Baden Baden zum Rennen. Bälle und Einladungen, zu Hause und unterwegs es mußte vom Besten sein oder scheinen.

Immer wieder flossen Patentmillionen ins Haus. Doch dann legte er die Summen mit tödlicher Sicherheit in Betrieben an, die bankrott machten. Diese Aufregungen, dieses Auf und Ab, sorgten für so viele Spannungen, denen er und meine Mutter wohl auf die Dauer nicht gewachsen waren.

Er sorgte dafür, daß seine Frau immer elegant gekleidet war. Er liebte es und bestand fast täglich darauf Hut, Kleid und Schuhe auszusuchen, die Mama anziehen sollte. Er war auch immer beim Einkaufen dabei. Einmal standen sie vor einem Schaufenster voller Hüte. Ein weißes, duftiges Gebilde wollte er gerne für meine Mutter erstehen. Sie wollte es aber nicht haben. Zu Hause hatte sie weiß Gott genug davon. Vergeblich versuchte er sie zu überreden. Schließlich stand ein ganzer Haufen staunender Passanten um sie herum. Aber zu Vaters Ärger blieb sie bei der Weigerung.

Vater war zusammen mit meiner Großtante Sophie Bassermann im Badischen Roten Kreuz tätig. Sie war es auch die seine Ehe, mit ihrer Nichte Leonore, vermittelt hatte. Ihre Beziehung zum Professor verglich sie einmal mit der des Goethe zu Frau von Stein. Somit hatte sie wohl für ihn eine wunderschöne, aber ihr auf keinen Fall konkurrenzmachende, junge Frau ausgesucht. Diese Rechnung ist auf die Dauer nicht ganz aufgegangen.

Immer wieder hat Mama betont: Vater sei ein genialer, unwahrscheinlich intelligenter Mann gewesen. Trotz ihrer Scheidung ließ sie nie etwas auf ihn kommen. Er sei das

Opfer seiner Schwächen gewesen.

Meine Mutter Anna Leonore Hilger, geschiedene Ubbelohde, geborene Zuckermandel wurde am 6. Februar 1901 geboren. Sie ist im Dezember 1986 in Rio gestorben.

Bis auf die letzten Jahre, in denen sie zu krank und schon nicht mehr ganz anwesend war, wußten ich sie immer besorgt um mich. Doch auf ihre Weise. Nur ganz selten und dann auch passiv hat sie in mein und Jobstens Leben eingegriffen.

Ihre Jugend- und Lebenserinnerungen erklären das ein wenig. Sie hatte es einfach nie gelernt Probleme anzugreifen und zu lösen. Nur ihre Scheidung hat sie energisch durchgestanden. Sie wollte einfach nicht, daß ihre Kinder in dieser Katastrophenstimmung, die in Karlsruhe herrschte, aufwachsen. In meinen Erinnerungen taucht sie immer wieder auf, auch ohne aktiv zu werden hat sie uns unglaublich beeinflußt. Wie sie das eigentlich gemacht hat war mir immer wieder ein Rätsel. Vielleicht finde ich darauf eine Antwort, wenn ich versuche meine Kindheit und Jugend aufzuschreiben.

Am 25 Dezember, am Weihnachtstag 1924, die Kirchenglocken läuteten morgens um 6 Uhr, da kam ich mit knapp über 2 Kilos auf die Welt. Eigentlich wollte ich gar nicht und mußte erst mit vielen Klapsen zum Schreien und Atmen gebracht werden. Am Abend vorher hatte meine Mutter zu Hause noch das Weihnachtsfest gerichtet, danach mußte sie ganz schnell in die Klinik.

Daheim wartete Schwester Lina, sie war rechtzeitig angereist. Anfang des Jahrhunderts hatte sie in Berlin schon meine Mutter gewickelt, nun sollte sie ein dreiviertel Jahr für mich sorgen. Sie kam gleich nach der Geburt in die Klinik, päppelte das Kind löffelchenweise bis es zum Saugen stark genug war. Sie ließ mich nicht mehr aus den Augen. Auch später verzichtete sie auf alle freien Tage. Es könnte dem Kind ja etwas fehlen.

Schon vorher hatte sie darauf bestanden, daß extra große Leinenwindeln für das Kind angeschafft wurden, selbstverständlich mit einem eingestickten "U". Man hat mir erzählt sie seien extra für mich gewebt worden, doch das ist wohl übertrieben.

Weil das Leinen so schön glatt war, bekam Inga diese Trümmer später noch in der Wiege unter den Kopf gelegt. Doch wurde das Leinen feucht fühlte es sich selbst in

den Tropen und bei Wärme unangenehm kalt an. Die edlen Stücke wurden sehr bald zu "Bügeltüchern" umfunktioniert.

Als ich in der Wiege lag kam auch öfter Großmutter Amelia um mich zu bewundern. Sie zeigte auf ihre energische Weise wie man kleine Kinder zudecken müsse.

Wenn die alte Dame den Umgang mit dem Plümeau zelebrierte und vormachte wie man es hin und wieder lüftend anheben müsse, dann war sich Mama nicht ganz sicher ob sie das komisch finden durfte. Sie hat uns die Geschichte mit Schmunzeln immer wieder erzählt.

Doch die alte Schwester Lina hat das sicher nicht weiter beeindruckt. So leicht konnte sie nichts erschüttern. Sie tat was sie für richtig hielt, da hatte auch meine Mutter nichts zu sagen. Schwester Lina sorgte für alles.

Nach fünf Monaten am 23. Mai wurde ich auf den Namen Tibeta, Sophie, Mathilde, Ingeborg getauft. Tibeta hieß meine Ururur? Großmutter Vassmer aus Bremen, Sophie natürlich nach Tante Sophie Bassermann (der heimlichen Frau v. Stein), Mathilde nach Mathilde Mittelstenscheid mit der meine Mutter viele gute Gespräche über Philosophie und Religionen geführt hatte und last not least, nach "liebe Tante Inge" Haupt, mit der Mama und ihre Schwester Lips von Jugend an befreundet waren

Am 12 September 1928 wurde mein Bruder Jobst geboren. Wieder kam Schwester Lina. Nun hatten wir zwei, eine Säuglings- und eine Kinderschwester. Darüber hat sich, in der Universitätsstadt Karlsruhe, wohl manch einer den Mund zerrissen.

Der kleine Kerl in der Klinik gefiel mir nicht besonders. Freuen sollte ich mich und nach Hause würde er kommen. Meine Antwort war eindeutig: "Den laßt mal lieber hier, den brauchen wir nicht". Daran kann ich mich nicht erinnern, doch der kleine Bruder gehörte bald zu meinem Alltag, der nun mit einer Fülle von Erinnerungen beginnt. Es sind zuerst einmal nur einzelne Bilder und kurze Episoden, aber sie sind so lebendig in mir, daß ich sie mit Gerüchen und Stimmen, ja selbst mit Stimmungen aufleben lassen kann.

Wir bewohnten in Karlsruhe das Erdgeschoß und die erste Etage eines dreistöckigen Mietshauses. Es waren zwei Wohnungen, die durch ein Treppenhaus verbunden waren. Ich kann mir nur denken, daß der Professor, mein Vater, die untere Etage bewohnt hatte und nach der Hochzeit, oder als wir Kinder kamen, die obere Etage dazu gemietet hat. Denn unten war bis auf das Esszimmer und den Salon sein

Reich. Dagegen war die erste Etage mit den Kinderzimmern und dem Wohnzimmer meiner Mutter, ihrem Schlaf- und Badezimmer unser Reich.

Ob die Mädchen und die Haushälterin im oberen dritten Stock noch Zimmer bewohnten, weiß ich nicht. Wir sind nie dort gewesen. Auch im Küchenbereich hatten wir offensichtlich nichts zu suchen. Ich kann mich nicht daran erinnern. Wo er gelegen haben muß befindet sich in meiner Erinnerung ein weißer Fleck. Heute noch könnte ich den restlichen Grundriß zeichnen. Alle Zimmer gingen oben und unten von einer großen Halle aus. Unten stand auf einer Seite ein großer weißer Flügel, den ich immer sehr bewundert habe. Nur zwischen den Bädern und den Schlafzimmern der Eltern gab es einen Flur.

Wenn Vati abends zu Hause war brachte mich die Schwester in die Bibliothek zum "Gute Nacht sagen". Er saß dann im großen Ohrensessel vor dem zugezogenen Fenstervorhang und las. Ich durfte ihm einen Kuß geben, danach wurde ich wieder rausgeschoben, vorbei an dem roten, türkischen Fez mit der schwarzen Trottel. Der lag immer unten vor dem großen Bücherschrank.

Morgens saß ich oft im Auto, vorne neben meiner Mutter. Es war immer viel Platz um mich herum. Durch die Scheiben konnte ich nur den oberen Teil der Häuser sehen, die Fenster waren einfach zu hoch. Es ging in den Kindergarten. Das mußte offensichtlich sein. Wirklich begeistert war ich nicht.

Es war wohl auch nur für eine kurze Zeit. Ich muß 5 Jahre gewesen sein. Es war ein Montessori Kindergarten. Im Lexikon finde ich genau das beschrieben, was ich in Erinnerung habe: *"Unter Berücksichtigung der kindlichen Entwicklungsschübe und dem Vertrauen auf den Selbstbildungstrieb muß man nur die angemessene Umgebung und die Möglichkeit zur Problemlösungen geben."*

Die "Probleme" hatte man im Kindergarten in Holzrahmen gesteckt. Gerahmte Stoffstücke die mit Knöpfen und Knopflöchern oder Haken und Ösen versehen waren. Die durften wir auf und zu machen. Schnürsenkel konnte man glaube ich auch einfädeln, die mochte ich aber nicht. Einen Rahmen liebte ich am meisten, da ging alles ganz leicht und sauber auf und zu.

Am Ende sangen wir immer das gleiche Lied. Dabei faßten wir uns an den Händen und bildeten einen Kreis. Bis zum Schluß habe ich aus dem Text nur einzelne Worte verstanden. Viel später fand ich ihn wieder: Im Sommer da wächst der Klee, im Winter da schneit's den Schnee.

Mittags mußte ich schlafen, oft war ich garnicht müde, dann schaute ich mich im Zimmer um. Mein Gitterbett stand in einer Ecke neben dem Fenster. Die blauweißen Vorhänge waren zugezogen, doch sie ließen genug Licht herein, man konnte das große leere Zimmer sehen.

Mein Überschlaglaken zierte ein durchgehendes Hohlsaummuster, wie lauter kleinen Briefmarken. Ich könnte sie heute noch nachzeichnen. Als ich mit ihnen spielte gaben sie nach. Lauter kleine weiße Stückchen, hatte ich in der Hand und auch das Geräusch beim reißen war nicht schlecht. Sicher habe ich das nur ein einziges Mal gemacht, doch ich weiß es noch genau.

Zum Spaziergang zog die Schwester immer ihren blauen Mantel mit Pelerine an, und band sich ein blaues Tuch über den hinteren Teil ihrer weißen Haube. Auch sonst ging sie nie ohne die runde Schwesternbrotsche am weißen, steifen Kragen, um die ich sie sehr beneidete.

Bei einem dieser Spaziergänge, Mantel und Hut hatte ich schon an, Jobst lag unter einem dicken Kissen im Kinderwagen, da hatte die Schwester wohl etwas vergessen. Im Treppenhaus ließ sie uns für einen Augenblick allein. Da Jobst zu weinen anfang machte ich das, was ich von den Erwachsenen gesehen hatte, und schob den Wagen so ein wenig hin und her. Doch plötzlich wurde er ganz schwer, ich konnte ihn nicht mehr halten. Da ließ ich ihn los. Er machte sich selbständig, fuhr die Treppe runter, bis zum Absatz auf halber Treppe, da blieb er zwar stehen, doch er kippte. Im gleichen Augenblick flatterte etwas Dunkelblaues an mir vorbei. Aus einem Wust von Decken und Kissen wurde der kleine Jobst herausgeholt. Vor Schreck hatte er aufgehört zu weinen.

Am Ende unserer Straße war damals noch ein freies Feld. Von dort konnte man in der Ferne den Schwarzwald sehen. Ich konnte nie recht einsehen, warum der "schwarz" sein sollte. Wir hatten zu Ostern im Wald nach Ostereiern gesucht. Dazu waren wir in den "Schwarzwald" gefahren, der war aber gar nicht "schwarz", selbst das Moos war grün.

Dort am Ende unserer Straße ist es wohl passiert. Nach einem Sprung in ein leeres Becken glaubte ich ersticken zu müssen. Ich versuchte Luft zu holen, aber es ging einfach nicht. Es war schrecklich, der Hals war wie zugeschnürt. Ich hatte furchtbare Angst. Die Schwester versuchte mich zu beruhige: "das geht vorbei, du bist mit zu steifen Knien gesprungen". Ganz zögernd und tröpfchenweise kam die Luft dann

aber doch wieder. Nachdem ich ein paar Mal tief durchgeatmet hatte sprang ich noch einmal. Was mir den Mut gab, noch einmal nun allerdings mit weichen Beinen zu springen, weiß ich nicht mehr genau. Es war wohl die Neugier, ich mußte wissen, ob die Schwester auch wirklich recht hatte.

Vor unserem Haus sollte ich lernen wie man sicher über die Straße geht: "Wenn ein Auto kommt, dann bleibst du stehen bis es vorbei ist!" das sah ich wohl ein, "doch wenn ein Komißbrot kommt (ein zweitakter Hannomag in länglicher Brotform), dann lauf ich noch schnell rüber", soll ich geantwortet haben. Mama hatte es wohl nicht immer ganz leicht mit mir. Einmal habe ich ihr erklärt: "Du kannst ruhig reden, doch was ich nicht verstehe glaub ich auch nicht."

Ganz in der Nähe in einer Nebenstraße wohnte Familie Vogel. Die kleine Tochter war in meinem Alter. Nachdem ich über die Straße gebracht war, durfte ich wohl alleine laufen. Es ging auch wirklich nur um die Ecke.

Bei Vogels war alles erstaunlich anders als bei uns. Die Menschen redeten viel und sprachen laut, bei ihnen war immer Bewegung. Die Zimmer standen voller Möbel. Ich erinnere mich an eine volle, dunkle Wohnung.

Auch das Spielzimmer war rappellvoll. Da gab es ein Aquarium und ein Terrarium mit einem Feuersalamander, der gehörte dem großen Bruder. Der besaß auch eine Dampfmaschine die ganz komplizierte Apparate bewegte. Doch da durften wir nichts anfassen.

Es war einfach alles fremd und sehr aufregend. Womit wir spielten weiß ich nicht mehr, auch die Namen der Kinder sind mir entfallen. Aber, daß alles aber auch alles anders war als bei uns, das weiß ich noch genau. Ich war gerne dort das Fremde fand ich aufregend. Angst war es nicht aber so ein wenig unsicher fühlte ich mich doch.

Unser Kinderzimmer war dagegen groß und leer, hier ging das Fenster bis auf den Boden. Man konnte rausschauen. In der Mitte stand Jobstens Ställchen. Da hatte er eine hölzerne, russische Puppe in der Puppe. Die dicken bunt bemalten Bäuerinnen sehe ich noch vor mir. Das Holz quitschte so ein wenig, wenn man sie auseinander drehte um die nächst kleinere rauszuholen. Immer kleiner wurden sie, nur die kleinste ging nicht mehr auf und war nicht hohl sondern massiv.

Da war auch noch ein brauner Stoffhund und ein Luftballon der sich selbständig gemacht hatte und unter der Decke hing, viel zu hoch wir konnten ihn nicht erreichen.

Nebenan im Wohnzimmer meiner Mutter stand der Schreibtisch, den sie später mit nach Rio nahm, der heute bei Christian steht. Daran hat sie oft gegessen wenn ich sie besuchen durfte.

Manchmal aß ich mit den Eltern. Wir waren zu dritt. Alle Möbel waren weiß: die Stühle, der runde Eßtisch und die Konsole mit den Louis XVI Girlanden. Die mochte ich besonders gerne. Nur die Wände waren in einem weichen blaugrau gestrichen. Hier hingen auch die französischen Stiche die jetzt mir gehören.

Da ist es passiert, daß die Eltern sich nicht einig waren und ich aufstand um meine Mutter zu trösten: "Gell, wir halten zusammen".

Noch ein anderes Mal war wohl wieder Spannung im Raum, da hab ich in mein Wasserglas gebissen. Ganz sicher wußte ich nicht worum es ging, aber ich konnte den Unfrieden einfach nicht ertragen. Man hat mir die Scherben aus dem Mund geholt. Danach durfte ich nie wieder mit essen.

Nicht lange danach sind wir ganz nach Tegernsee gezogen. Ich war fünf Jahre, Jobst noch nicht ganz zwei.

In Tegernsee, eigentlich war es ja Oberach, hatten wir es wirklich gut. Wir waren uns bald weitgehend selbst überlassen. Doch kannten wir unsere Grenzen recht genau. Mit den Jahren wurden die zwar immer weiter ausgedehnt, doch auch dann kann ich mich nicht daran erinnern, daß es uns drängte sie zu überschreiten. Sowie Jobst besser Laufen konnte haben wir zusammen gespielt. Auch später sind wir oft zusammen mit den Fahrrädern unterwegs gewesen. Bis zur ersten Brücke an der Weißach, dort mußten wir umkehren. Das taten wir auch.

Auf einem Hügel zwischen Wiesen lag das große Haus, eingerahmt von hohen Tannen. Ein Stückchen weiter das kleinere Fremdenhäuschen, in das wir zuerst einzogen. Die Auffahrt führte auf das Haus zu und daran vorbei. Oben etwas abseits stand eine wunderschöne freistehende Roßkastanie, deren Zweige fast bis auf den Boden reichten. Im Herbst sammelten wir die Früchte, die wir aus der stacheligen Hülle brachen. Man konnte herrlich mit den glänzenden Kastanien spielen: sie verwandelten sich in alles was wir gerade brauchten, sie waren Geld oder auch einmal Essen für die Puppen.

Auf der Wiese vor dem Haus, dicht beim Wald blühte jedes Jahr ein Türkenbund. Seine gefleckten Blüten waren eine wahre Pracht. Wir durften ihn bewundern. Es war immer nur die eine Pflanze. Wir wußten, daß wir sie nicht anfassen und schon gar nicht brechen durften. Doch eines Morgens war sie fort. Jemand war wohl über den Zaun gestiegen und hatte die Pflanze ausgerissen. Im nächsten Jahr suchten wir sie vergebens.

Die große Wiese hinter dem Haus stand im Frühling immer voller Schlüsselblumen. Doch leider waren sie fast alle grau. Die Jauche mit der Floßmann jedes Jahr die Obstbäume düngte verdarb sie immer wieder. Unter Büschen hatten sich dort auch Walderdbeeren angesiedelt. Ganz klein waren sie, doch sie schmeckten köstlich. Doch einmal hatte ich sie zu gierig in den Mund gesteckt. Ganz schnell versuchte ich sie wieder auszuspucken, die eine war voller Ameisen. Da hatte ich etwas gelernt, das sollte mir nicht noch einmal passieren.

Das Haus war mit viel Holz im Bayrischen Stil gebaut. Die Großeltern hatten es vor dem ersten Weltkrieg, mit ihren sechs Kindern, nur in den Sommermonaten bewohnt. Im Winter lebte man in Berlin.

Eine Holzterasse führte zum Eingang ins Hochparterre, das wurde zu unserer Zeit aber nur zum Teil wirklich bewohnt.

In der großen Küche, da war Betrieb, da hatte Mecksch das Sagen. Wir Kinder waren nur in Grenzen geduldet. Einmal hat Mama sich sogar mit Mecksch richtig angelegt, ich war ganz erstaunt über ihre laute Stimme. Wir waren einmal wieder aus der Küche befördert worden. Denn immer, wenn wir konnten, bewunderten wir die dunkelblauen Schattenrisse auf den hellblauen Wänden. Da gab es ein Schwein, das sollte geschlachtet werden, das Messer hatte der Metzger mit der langen Schürze schon in der Hand. Gänse mit einem Hirten konnte man da sehen und auch ein Bäcker war da, mit einer Brezel.

Nach 1928, zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit, lag immer eine flache Schachtel mit Kleingeld im Küchenschrank. Selbst hier auf dem Land kamen Bettler und baten um Brot oder Geld. Es war wohl eine schlimme Zeit, von der wir Kinder aber nichts merkten.

Auf einer Anrichte, die für mich fast so hoch wie ein Schrank war, stand oft ein ausgehöhlter Rettich gefüllt mit Kandiszucker. Mecksch hatte ihm Stöckchen in die Seiten gesteckt, damit er nicht in den Krug rutschen konnte. So aufgehängt tropfte er leise vor sich hin. Den Saft bekamen wir gegen Husten. Er war lange nicht so widerlich wie der Lebertran, den wir auch mit und ohne Zitronensaft schlucken mußten. Aber es half alles nichts, wenn er dran war mußten wir ihn runter kriegen. Wenn wir alleine waren wurde im kleinen Frühstückszimmer neben der Küche gegessen. Hier war der Tisch immer mit dem Bauernrosengeschirr gedeckt. Auch die Anrichte schmückte immer ein paar ausgesuchte, alte Stücke. Dies Geschirr waren viel schöner als das langweilige, edle Porzellan im großen Eßzimmer gegenüber. Dort aßen wir Sonntags, am langen Tisch. Großmutter saß am Kopfende, wir Kinder rutschten immer weiter runter je mehr Gäste kamen. Onkel Ätchen, Omas Bruder war regelmäßiger Gast. Wir mochten ihn obwohl er immer nach Zigarren roch, doch so ein wenig fürchteten wir uns auch vor ihm. Er hatte die Angewohnheit plötzlich in Bühnenstärke, wenn es gerade so paßte, ein paar Takte aus einer Arie zu schmettern. Das brachte mich immer wieder ein wenig aus der Fassung.

Eines Sonntags, Auguste Herz war für ein paar Tage bei uns, erschreckte er sie mit seinem lauten Gesang so sehr, daß sie einen Schrei ausstieß. "Wie kannnnnn man nur so uunnnnnbeherrscht sein!" wurde sie von ihm nicht viel leiser angefahren. Wenig später schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller klirrten. "Jösses, was ist denn nun los", wollte die Großmutter wissen. "Nun hab ich doch vergessen dir deinen Brief mitzubringen". Da er kaum hundert Meter von uns entfernt wohnte, war das

wirklich kein solches Unglück. Auguste konnte es nicht lassen, ganz trocken meinte sie leise: "Wie kann man nur so unbeherrscht sein".

Aber sonst ging es eigentlich immer friedlich zu. Nur ein wenig kalt war es auch hier. Das große Fenster mit dem Erker gingen nach Norden und im Winter wurde wohl erst kurz vor dem Essen geheizt.

Die Türen zum Musikzimmer und zu dem Salon blieben eigentlich immer geschlossen. Die Zimmer wurden nicht benutzt. Im Sommer liefen wir nur manchmal durch um an schönen Tagen in den Winergarten zu gelangen.

Nur an Weihnachten wurde hier geheizt. Im Musikzimmer mit dem Klavier, auf dem zu meiner Zeit nie jemand spielte, und dem elektrischen Harmonium sangen alle zusammen Weihnachtslieder. Erst wenn Jobst und ich unsere Gedichte aufgesagt hatten, und dann das Glöckchen erklingen war durften wir in den Salon. Dort stand der Weihnachtsbaum geschmückt mit Süßigkeiten und altem Schmuck, von dem manch einer eine Geschichte hatte. Großmutter wünschte jedem frohe Weihnachten und führte ihn an seinen Platz. Meiner war immer auf Omas Nähtischchen vor dem Fenster. So sehr wir uns auf Weihnachten freuten, richtig spielen und später auch lesen konnte man eigentlich erst wenn wir die Geschenke wieder rauf in unser Reich nehmen durften. Die Räume waren einfach zu ungemütlich. Sie rochen, und man merkte es ihnen an, daß sie sonst unbewohnt waren.

Großmutter verbrachte ihre Zeit hauptsächlich im ersten Stock. An der Treppe trennte eine Glaswand mit Tür ihn vom Rest des Hauses ab.

Nach vorne raus war die große Bibliothek. Manchmal durfte ich Großmutter dort besuchen. Das tat ich immer sehr gerne. Bei ihr war es immer warm, auf dem Boden lagen Teppiche, in einer Ecke ein Tigerfell. Oft habe ich da gelegen und das Tier gestreichelt, man konnte den ausgestopften Kopf so schön in den Arm nehmen.

Wenn die Großmutter gut gelaunt war machte sie das Gitter oben in dem grünen Kachelofen auf und legte Äpfel hinein. Nach einiger Zeit konnten wir sie essen. Sie waren dann ganz warm und rochen und schmeckten köstlich. Manchmal holte sie eine Mappe aus ihrem großen Bücherschrank. Dann schauten wir die Reproduktionen von Bildern alter Meister an. Am meisten beeindruckten mich die wunderschönen Madonnen mit ihren Engeln.

Hier habe ich vom Fenster aus zugeschaut als einige der großen Tannen aus dem kleinen Wäldchen gefällt werden mußten. Sie waren wohl zu hoch geworden und

standen zu nahe am Haus. Mit der Axt und einer großen Säge die sie zu zweit hin und her zogen gingen die Männer den Stämmen zu Leibe. Das Haus zitterte ein wenig wenn die Bäume mit Krachen und Ächzen zu Boden gingen. Ich wußte, das war eine gefährliche Sache und schaute schon ein bißchen ängstlich zu wie sie da hantierten. Als einer der Holzfäller sich verletzt hatte und blutete wollte ich raus um ihn zu trösten. Die Großmutter hat es mir aber nicht erlaubt. Sie meinte, er lache schon wieder es sei wohl nicht so schlimm gewesen. Danach mochte ich nicht mehr zusehen legte mich aufs Tigerfell um mich zu trösten.

Unvergessen auch die Zeremonie mit der Kaffeemaschine, wenn die Erwachsenen nach dem Essen wieder in der Bibliothek saßen. Die Maschine war natürlich noch nicht elektrisch. Sie bestand aus zwei Glaskugeln. Die untere, mit Wasser gefüllt hing an einem Galgen, darunter ein kleiner Spiritusbrenner. Die obere Kugel hatte ein Steigrohr, sie wurde in die untere geschoben. Dann kam über einem Sieb der gemahlene Kaffee hinein. Großmutter war immer so ein wenig aufgeregt wenn der Brenner angezündet und unter die Kugeln geschoben wurde. War das Wasser mit Blubbern in den oberen Teil gestiegen, wurde die Flamme erstickt, und der Kaffee floß wieder nach unten. Für mich war das jedes Mal ein kleines Wunder. Vom Kaffee bekam ich nichts ab, aber manchmal ließ die Großmutter einen Tropfen Danziger Goldwasser auf ein Zuckerstück fallen. Das durfte ich haben. Das schmeckte hauptsächlich süß, aber roch sehr gut.

Oft nahm sie sich viel Zeit für mich, doch wenn sie an ihrem Schreibtisch unter dem Canaletto am Fenster saß und ihre Briefe schrieb, dann mußte ich wieder gehen. Zum Trost ließ sie für mich das goldene Repetierührchen einmal klingeln, aber dann mußte ich verschwinden.

Nebenan hatte Großmutter ihr Schlafzimmer. Sie frühstückte und las morgens die Zeitung im Bett. Wegen der Druckerschwärze hatte sie immer weiße Handschuhe an und ein Tuch über das Laken gelegt.

Das war eine gute Zeit sie zu besuchen. Oft durfte ich mir aus dem Nachttisch ein Em-Eukal Bonbon nehmen. Sie hatte sie immer in der Schublade. Heute sehen sie noch ganz genau so aus, grün mit schwarzem Aufdruck. Wenn ich sie in der Apotheke liegen sehe muß ich immer an Oma denken. Vieles hat sich verändert, aber diese Bonbons schmecken auch heute noch wie damals.

Auf dem Frisiertisch am Fenster lag die leicht vergilbte Elfenbeingarnitur mit dem runden gravierten Monogramm "EZ", nicht nur Kamm und Bürste sondern auch ein

langer Knöpfhaken für Stiefelknöpfchen war dabei. Manchmal kam Mecksch und entzündete Spiritus unter der Brennschere. An einem Stück Papier prüfte sie ob die Stangen heiß aber nicht zu heiß geworden waren. Manchmal qualmte es ein wenig und das Papier wurde ganz braun. Nach kurzem Schwenken um die Schere etwas abzukühlen, wurden mit einer schnellen, wippenden Bewegung Spitzen an Omas Bluse oder auch einmal die Perücke, die zum Schlafen auf einem Ständer hing, in Form gebracht.

Auf dieser Etage gab es noch ein Bad und zwei Fremdenzimmer. In dem einem, das zur Sonnenseite lag und direkt neben Omas Schlafzimmer war, schlief Mama später als wir ins Haupthaus umgezogen waren. Auch tagsüber muß sie sich viel dort aufgehalten haben. Sie durchlebte eine schreckliche Zeit bis sie sich zur Scheidung entschlossen hatte und bis diese dann endlich vollzogen war.

Wir Kinder merkten nicht viel davon. Sie war viel fort, doch wir hatten Babette. Sie war mit uns von Karlsruhe nach Tegernsee gekommen. Ich glaube auch nicht, daß ich Mama sehr vermißt habe. Es war eben einfach so.

Im ganzen Haus gab es nur ein Radio, der stand in Mamas Schlafzimmer. In diesen Apparat konnte sie einen tragbaren Lautsprecher stöpseln. Er hing an einer mindestens zehn Meter langen Schnur. Manchmal brachte Mama ihn über die Treppe rauf in unser Kinderzimmer, dann konnten wir dort die Märchen Stunde hören.

Wir Kinder hatten unser Reich oben im 2. Stock unter dem Dach.

Das großes Spielzimmer lag nach hinten und zur Sonne, über Mamas Schlafzimmer. Nach vorne raus gab es noch zwei Schlafzimmer mit schrägen Wänden. In dem einen schlief ich mit Jobst im anderen unser Kindermädchen Babette. Die Zimmer waren im Winter immer eisig kalt. Nur kurz vor dem Aufstehen kam Leni morgens rein um das Fenster zu schließen und den kleinen Kanonenofen zu heizen. Beim Anziehen kringelten wir uns dann um den Ofen um so viel Wärme wie möglich zu erhaschen. Manchmal kam auch Auguste Herz um Babette zu vertreten. Sie war halb Hausdame, halb Gesellschafterin. Sie kam und ging, immer war sie schrecklich nervös. Sie war sehr lieb und besorgt um uns, aber mahnte und bemängelte eigentlich ständig etwas. Ich höre sie noch, vor Aufregung im Falsett, mit meiner Großmutter sprechen.

Zwischen den Schlafzimmern und dem Spielzimmer lag eine art Speicher der war natürlich auch nie geheizt. Dort standen zwei große Wäscheschränke für Bett- und Tischwäsche. Am meisten bewunderte ich die hellblauen Bänder die Mecksch, bei

dem Wegräumen nach dem Waschen, um die einzelnen Serviettenstapel legte. Sie waren aus Satin und hatten einen Druckknopf unter einer Schleife. Man konnte sie länger oder kürzer machen, den je nach Größe des Tischtuches waren es mehr oder weniger Servietten einer Art.

Mit das Schönste an der oberen Etage waren aber die Abseiten. Der Speicher hatte drei davon. Zwei in gleicher Höhe und eine darüber unter dem Dachfirst. In einer stand ein großer, brauner Schiffs-Koffer voller Kostüme. Da gab es viel Samt, Seide, und Flitter, große spanische bunte Tücher mit seidenen Fransen und Hüte mit Federn. Alles roch ein wenig nach Mottenkugeln, doch es war ein Fest wenn wir da wühlen durften.

Dann erzählte uns Mama wie sie früher, als Kind mit ihren Brüdern und Tante Lippi, in all diesen Sachen Theater gespielt hatten. Wie Onkel Ätchen die Stücke geschrieben und sie mit ihnen geprobt hatte. Bei jeder Gelegenheit wurde in ihrem Elternhaus etwas aufgeführt. Allegorische Theaterstücke oder lebende Bilder. Als wir einen blauen Seidenhut mit einer großen Feder entdeckten, erzählte sie uns wohl so ähnlich wie sie es in ihren Erinnerungen berichtet hat:

Mit fünf Jahren spielte ich meine erste Rolle, als Kunigunde im "Handschuh" von Schiller, der siebenjährige Ludwig meinen Prinzen und die dreijährige Lisbeth den König, in einer Art Nachthemd und einer Krone auf dem Kopf. Die neun, elf und dreizehnjährigen Brüder tobten als Löwen, mit Löwenköpfen, Trikots und Schwänzen in der Manege herum. Ich hatte ein langes, weißes, glänzendes Kleid mit Silberlitzen an, und einen großen hellblauen Federhut auf. Ludwig im dunkelblauen Samt, mit einem Barett auf einer Lockenperücke. Jemand deklarierte das Gedicht "und der König winkte wieder" worauf der kleine König aufmerksam seinen Zeigefinger betrachtete und ihn, zum Publikum hin, auf und ab bog. Sie hatte sich das so ausgedacht und so wurde es gemacht, trotz allem andersherum Üben! Ich warf meinen Handschuh in die Löwenhorde, Ludwig stürzte ihm nach und schmiß ihn mir, nach peinlichem Zielen ins Gesicht, so daß mein Federhut ins Wanken kam "Den Dank Dame, begehrt ich nicht!"

Manchmal durften wir auch ein Kostüm anprobieren. Auch wenn die Goldlitzen dann kratzten, fühlte man sich gleich ein bißchen verzaubert. Man konnte sich fast vorstellen wie man sich als Prinz oder Kunigunde fühlen würde.

Sie war da und freute sich mit uns. Dann wurde der Koffer wieder zugemacht und sie verschwand.

Unter dem Giebel, nur mit einer Leiter zu erreichen gab es noch einen Kriechboden.

Im Sommer spielten wir dort manchmal "Haus". Wenn wir die Leiter hoch zogen dann waren wir unerreichbar für die Erwachsenen. In unserer Höhle konnten wir nicht viel machen, wir saßen auf ein paar Kissen und taten nicht viel. Das Schönste war eben, daß wir uns unerreichbar fühlten.

Unter all dem gab es noch das Souterrain. Hier wohnte das Ehepaar Floßmann. Am Waschtage stand Frau Floßmann im Waschkeller zwischen Bütten mit heißem Wasser, alles war naß und dampfte man konnte sie durch die Schwaden kaum sehen.

Gegenüber hinter einem eisernen verschlossenen Gitter, lagerten viele verstaubte Weinflaschen. Wenn davon etwas herausgeholt wurde war es immer ein wenig wie eine heilige Handlung. Mama erzählte, oft habe sie mit ihrem Vater Wein getrunken, sie sollte wie er, lernen die Weine zu erkennen und zu unterscheiden.

Und dann war dort auch noch das "Badezimmer". Es war ein geräumiger Kellerraum mit Zementboden, in den hatten die Großeltern nachträglich eine Badewanne auf gußeisernen Füßen und innen emailliert, stellen lassen. Daneben ging ein riesen Badeofen fast bis an die niedere Decke. Leni mußte ihn mit Briketts heizen, wenn wir Kinder baden sollten. Das viele warme Wasser war herrlich, nur das am Boden bis auf das Eisen durchgescheuerte Emaille der Wanne war ekelig wenn man mit der nackten Haut darauf kam.

Später, als wir ein wenig größer waren, durften wir auch schon einmal oben im Bad meiner Großmutter baden. Alles war heil und viel schöner. Auch dort hatte man im Nachhinein in die Ecke eines Zimmers eine Badewanne mit Ofen gestellt. Ein Stück Linolium schützte den Holzboden vor der Nässe. Der andere Teil des Zimmers war geblieben wie er war. Dort stand auf einem Teppich ein Sofa mit Tisch und Sessel. In jedem Stockwerk gab es ein WC. Hinten in einem langen schmalen Schlauch an der Außenwand stand das Becken, der Raum war natürlich sommers wie winters ungeheizt. Bei uns im obersten Stock lag im Winter der Schnee auf dem Dachfenster und blieb auch liegen, so kalt wie es da immer war. Es war der Schrecken meiner Kinderzeit, ich hatte immer ein wenig das Flattern, wenn ich da hin mußte. Ich fand es nicht nur gräßlich kalt, sondern auch unheimlich wie das Wasser rauschte und in der Tiefe verschwand.

Das Haus war groß, der Garten noch viel größer. Zum Tennisplatz mußte man richtig laufen, vom Haus konnte man ihn nicht sehen.

Auf dem Platz wurde schon lange nicht mehr gespielt, er hatte Löcher und an manchen Stellen wuchs das Gras. Aber das Tennishäuschen stand noch. Ein richtiges Blockhaus. Manchmal versuchten wir dort zu spielen. Es hatte zwei Räume und Fenster und Läden die man schließen konnte, auch eingebaute Bänke. Irgendwie war alles zu fertig und zu perfekt, es wurde uns schnell langweilig.

Ein Stückchen weiter hatte Großmutter ihren eingezäunten Gemüsegarten. Am Zaun blühten Stauden und Wicken in allen Farben. Für die Vasen im Haus holte sie sich an Blumen was sie brauchte, doch für das Gemüse sorgten Floßmanns.

Daneben lag ein kleines Beet, Großmutter hatte es extra für uns anlegen lassen, doch es war immer recht verwildert wir waren wohl keine großen Gärtner. Ich erinnere mich nur an Kümmel der sich dort immer wieder aussäte. Den haben wir geerntet und auch gleich gegessen.

In den beiden Waldstücken, da konnten wir endlos spielen, hauptsächlich in dem einen dem größeren. Er verlор sich im Gehölz zum Nachbarn. Das war für uns eine Grenze die wir nie überschritten. Es gab keinen Zaun und für uns auch keine sichtbare Markierung, doch irgendwie war der Rest des Waldes tabu. So wohl wir uns in unserem Teil fühlten so sehr packte uns plötzlich Angst, wenn wir glaubten die Grenze überschritten zu haben. All die Jahre haben wir dort gespielt. Mit Stöckchen und Moos uns kleine Häuser gebaut, die Schnecken beobachtet und Tannenzapfen gesammelt.

Unsere Stiefel waren geölt und fast immer naß. Gestört hat uns das nie. Nur im Winter da war es manchmal kalt.

Eine Mulde im Waldboden war unsere Burg. Sie hatte einen "Wohn-" und einen "Schlafbereich". Obwohl sie ganz offen war, mußte man sie durch den "Eingang" betreten. In der Phantasie bauten wir ein ganzes Schloß. Ich brauche nur daran zu denken, dann rieche ich den feuchten Waldboden, die Finger kleben vom Harz der Zapfen und der Zweige.

Die Leute im Haus, in der "anderen" Welt, konnten wir von hier belauschen: Oma war 2 mal im Garten bei den Blumen, Mama hatte einmal auf dem Balkon gestanden. Manchmal sahen wir auch gar nichts, doch das tat dem "Belauschen" keinen Abbruch. Wir wollten sehen, ohne gesehen zu werden, das war das Spiel und unser Vergnügen.

Im Winter waren wir mit Rodelschlitten und Skiern unterwegs. Der Wallberg fing ja

hinter unserem Garten an. Skier und Schlitten standen in allen Größen, noch von Früher im Schuppen, sie brauchten nur angepaßt zu werden.

Auch ein großer Holzschlitten war da. Wie Mama das schwere Ding rauf auf den Berg bekommen hat, weiß ich nicht mehr. Aber wie sie mit uns bergab gefahren ist, daran erinnere ich mich noch genau. Mit den Armen konnte sie die hochgebogenen Kufen fassen, die Hacken wirbelten Schnee auf, wenn sie steuerte und bremste. Es war ein großer Spaß, Mama war dabei richtig aufgekratzt, wie wir sie sonst nicht kannten. Sicher war es auch ein wenig verrückt. Der Schlitten war für Holzfäller und nicht für unsere schlanke Mutter gemacht.

Ein bißchen verrückt war es auch, wenn sie im Sommer mit uns per Rad, zum Baden, an den Tegernsee fuhr. Ich konnte schon radeln doch Jobst saß noch im Kinderwagen. Mama und eine Freundin zogen zwischen sich, jede mit einer Hand, den Kinderwagen und mit der anderen hielten sie die Lenkstange ihres Rades. Auf ging es, damals gab es praktisch noch keinen Verkehr. So ganz üblich war die Sache nicht, aber es machte allen einen riesen Spaß.

Am unteren Rand vom Wallberg, zwischen Wald und Wiesen geht ein Weg entlang. Dort begegnete wir eines Tages einer große, herben Frau mit einer eigenartig warmen, gutturalen Stimme. Auch sie hatte eine kleine Tochter bei sich. Ich hatte meinen blauen Samtmantel mit weißem Kragen und Pelerine an, Eva das gleiche Hamburger Mäntelchen in rosa. In Bayern, wo man wohl eher Loden als Samt erwartet hätte, war das ein Anlaß miteinander zu sprechen.

Meine Mutter fand in Frau Moor eine interessante, herzliche Freundin. Sie war allein, sie war wohl getrennt oder geschieden. Von ihrem Mann hieß es er sei Schriftsteller und in China unterwegs. Frau Moor stammte aus Hamburg, doch sie war mit Überzeugung Bäuerin geworden und bewirtschaftete ihren Hof.

Später bin ich oft dorthin geradelt. Wo heute alles zugebaut ist weideten damals noch Kühe auf den Wiesen. Die Felder lagen im Herbst und Winter brach, es gab noch kaum Wintersaat. Das letzte Stück ging über einen kleiner Feldweg. Dort war einmal ein Mann verunglückt. Man hatte ein Kruzifix, ein "Marterl" an der Stelle aufgestellt. Im Sommer schmückte es frische Blumen, im Winter waren sie aus Papier. Etwas beklommen radelte ich immer daran vorbei.

Bei Moors, in ihrem Bauernhaus, war ich nun öfter. Es hatte niedere Räume und einen gescheuerten Fußboden. Hier war noch einmal alles so ganz anders. Es war

kein halbes Stadthaus auf dem Lande wie das meiner Großmutter, sondern ein Hof mit allen seinen fremden Gerüchen.

Was für Tiere im Stall waren weiß ich nicht mehr, meist spielten wir im Haus mit den Puppen. Eva hatte ein richtiges Puppenhaus, in das man auch reingehen konnte. Hühner hatten sie, die liefen im Hof frei herum. Das Flattern und Gackern war mir immer unheimlich.

In der großen Tenne hing zeitweise eine Hudschen. Dort konnten wir schaukeln. Doch wenn die Nachbarsbuben kamen und im stehen das lange Brett bis an die Decke trieben dann fingen wir an hin und her zu rutschen. Eva lachte, doch ich verdrückte mich lieber.

Eines Tages stellten sie in unserem Kinderzimmer ein hölzernes Pult ans Fenster. Es war ein altes Pult, die Brüder meiner Mutter hatten schon daran geschrieben. Es hatte eine schräge Tischplatte, die man auch aufklappen konnte und eine fest angebrachte Bank.

Nun sollte sich vieles ändern. Eines Morgens bekam ich eine Schultüte und Mama lief mit mir nach Rottach. Sie zeigte mir den Weg zur Schule.

Das Schulhaus steht fast unverändert, auch heute noch, an der gleichen Stelle neben der Kirche. Als ich es vor ein paar Jahren Hannes zeigte, roch es noch genau wie damals: so eine Mischung aus Schweiß und Lauge, Linolium und Holz.

Als wir ankamen saßen schon viele aufgeregte Kinder in den Bänken. Auch mich setzte die Lehrerin gleich in so eine Bank. Ganz hinten an der Wand standen die Mütter, auch Mama stellte sich dazu. Dann hielt die Lehrerin eine Rede auf Hochdeutsch. Ein großer Teil der Kinder hat sie sicher nicht verstanden.

Anschließend wurden wir nach unseren Namen gefragt. Alle Kinder hatten vernünftige Namen: da gab es Anna und Maria, Hans und Franz. Nur bei mir gab es eine Unterbrechung: was das für ein Name sei? Mama mußte erklären. Das fand ich sehr peinlich. Aber dann konnten wir auch wieder nach Hause laufen.

Nun bekam ich einen Ranzen mit lauter neuen Sachen: eine Schiefertafel, die hatte eine Seite mit Linien und eine mit Rechenkaros, die auch der nasse Schwamm nicht wegwischen konnte. Der hing an einem lagen Faden und mußte außerhalb des Ranzens baumeln, wenn er naß war. Im Griffelkasten aus Holz lagen die Griffel. Wo man sie anfassen sollte waren sie mit Papier umwickelt. Aber sie brachen furchtbar leicht ab und fühlten sich dann unangenehm staubig an.

Am ersten Schultag lernte ich: ein "Schrank" ist ein "Kasten", die anderen Kinder aber, ein Kasten ist ein Schrank. Ein paar Tage brachte mich Mama in die Schule, von da an lief ich allein oder aber mit Seppel. Der kleine Zigeunerjunge, mit seinen kurzgeschorenen schwarzen Haaren, holte mich jeden Morgen an der Küchentür ab. Zusammen liefen wir dann die halbe Stunde nach Rottach. Im Winter war es noch dunkel wenn er vor der Tür stand, erst in der Pause wurde es hell.

Die Pause: da mußten wir uns paarweise in eine Reihe stellen. Um mich herum schwatzten die Kinder, aber ich konnte ihre Bayrische Mundart kaum verstehen. Vorne öffnete die Lehrerin eine Tür und lies ein Kind nach dem anderen eintreten. Nach kurzer Zeit kamen sie wieder raus. Schließlich war auch ich an die Reihe. Der kleine Raum war kalt und roch unangenehm. Das hohe Fenster stand etwas offen. Darunter an der Fensterwand war ein abgenutztes Holzbrett befestigt, in der Mitte hatte das ein Loch. Ich stand davor, wagte mich kaum zu bewegen, hatte keine Ahnung was ich hier sollte. Ich hatte ja von den anderen gesehen, daß man hier einige Zeit verbringen mußte, also wartete ich ein wenig und ging dann wieder raus. Nach Tagen begriff ich erst, daß dies ein Plupsklo war. Doch sicher war ich mir, es nur im allergrößten Notfall zu benutzen.

Tatiana Lüdorf war das andere "Herrschaftskind" in meiner Klasse. Mama war mit ihrer Mutter befreundet und ich mußte manchmal mit ihr spielen. Ich fand das nicht so gut. Wenn wir im Wald spielten machte sie kleine Löcher in den Boden und dann sollte ich, so wie sie, da reinpinkeln. Das fand sie furchtbar lustig und ich eigentlich nicht.

Die Bauernkinder ließen uns fühlen, daß wir nicht dazu gehörten. Wenn ich nicht meinen Seppel gehabt hätte, der mich verteidigte und auch auf dem Heimweg schützte, dann wäre ich recht schlecht dran gewesen. So machte mir die Schule auch keinen Spaß.

Hauptsächlich im Sommer bummelten wir schon mal auf dem Heimweg. Selbst in der großen, dunklen Allee fühlte ich mich, wenn er dabei war, geborgen. Wenn ich allein war versuchte ich immer ganz schnell an den dicken, dunklen Stämmen vorbei zu kommen. Mit Schaudern entzifferten wir das Schild an einer Wiese: "Achtung Selbstschüsse, betreten verboten". Da standen so viele Schlüsselblumen doch wir ließen sie lieber stehen. Ein Stückchen weiter, da war kein Schild, da haben wir einen großen Strauß gepflückt und nach Hause genommen.

Im Sommer stand immer ein großer Holztisch und eine Bank neben dem Eingang zum Haus. Als ich dabei war dort meine geliebten Papierpuppen ganz vorsichtig mit Wasserfarben anzumalen kam Mamas Freundin Anni Wassermann im offenen Wagen angefahren. Sie machte mir immer etwas Angst. Sie war groß und mächtig, lachte schrecklich laut und bewegte sich auch immer mit Schwung, daß ihre Kleider flogen, alles Dinge die ich überhaupt nicht gewohnt war. Als sie mich da sitzen und malen sah, kam sie an den Tisch, nahm mir den Pinsel aus der Hand, tauchte ihn mit viel Wasser in das "Lila" und malte dann, ohne mich zu fragen, mit Schwung meine schönste Puppe an. Meine schönste Puppe, und die war nun endgültig verdorben. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Ich war einfach sprachlos vor Schreck und vor Kummer.

Nie hatten wir viel Spielzeug, doch als ich später häkeln und stricken wollte, bekam ich die Nadeln und das Garn, aber die Ideen mußte ich selber haben.

Weihnachten erhielt ich eine Puppenstube mit Vater Mutter und Kind. Ich glaube auch sie war aus alten Beständen. Als wir Holzstückchen im Brennholzstapel fanden, es waren wohl Reste aus einer Sägerei, da haben wir sie erweitert. Mit etwas Watte und Stoff polsterten wir Sofa und Sessel. Großmutter fand Reste, die durfte ich verwenden. Aus Samt wurden Teppiche und Decken. Mama kam dann auch und bewunderte was wir gemacht hatten. Ganz selten gab sie auch einmal einen Rat, aber nie hat sie mitgemacht.

Ich glaube wir hatten die Windpocken Jobst und ich waren in das zweite Fremdenzimmer auf Omas Etage umgebettet worden. Jedenfalls lagen wir beide und durften nicht aufstehen. Bilderbücher hatten wir und wir hatten auch etwas zum spielen. Wir bekamen Märchen vorgelesen und manchmal langweilten wir uns auch. Richtig selber lesen konnte ich damals noch nicht.

Die Gardinen am Fenster hatten ein buntes, englisches Blumenmuster. Die konnten zaubern.

Wenn ich die Augen ein wenig zukniff und lange genug starr auf einen Fleck schaute, verwandelten sich die Blumen in Gesichter. Manchmal waren es Fratzen, manchmal schöne Frauen. Aber nicht nur Gesichter, auch Tiere kamen da zum Vorschein.

Wenn es abends dunkel wurde bekam ich manchmal Angst, dann dachte ich mir etwas aus. In meinen Geschichten holte ich mir immer eine gute Fee, oder einen Schutzengel. Ich war ganz sicher sie würden mir auf jeden Fall helfen und für einen

guten Ausgang sorgen. Dann fühlte ich mich plötzlich wieder geborgen und wurde ganz ruhig. Woher ich dies erstaunliche Vertrauen genommen habe ist mir nicht ganz klar. Nun, wir waren uns weitgehend selbst überlassen, doch nie ganz verlassen.

Wir lagen noch als Mama Besuch bekam. Onkel Rudolf, groß und schlank mit dunklen, gewellten Haaren, erschien in unserem Krankenzimmer. Vorlesen wollte er uns nicht, aber eine Geschichte würde er uns erzählen. Dann kam sie die Geschichte, die wir später noch oft und immer ein klein wenig anders zu hören bekamen:

"Vor vielen Jahren war ich einmal in Afrika auf der Jagd, auf der Löwenjagd. Es war ein wunderschöner Tag nur geschossen hatten wir noch nichts. Schließlich stolperten wir beinahe über ein Löwenjunges, das wollten wir nicht töten, es war einfach noch zu jung. Aber es lief uns nach und wir mußten es wieder los werden. Da hab ich es am Schwanz gepackt, einmal über dem Kopf geschwungen und es dann weit weg geworfen. Da hatte es genug und verschwand.

Ein paar Jahre später war ich wieder in Afrika und auch wieder auf der Jagd. Da ist mir die Munition ausgegangen. Plötzlich steht ein großer Löwe vor mir. Wir haben uns beide erschrocken, doch dann wollte er angreifen. Wie ich ihn so anschauete, da denke ich bei mir, den kennst du doch... und dann schwenke ich meinem Arm über dem Kopf als wollte ich Schwung holen und frag ihn: "Na wollen wir noch einmal?" Und siehe da, der große Löwe dreht sich um und macht das er davon kommt. Auch ihm war offensichtlich unsere erste Begegnung wieder eingefallen".

So ganz glaubten wir ihm die Geschichte nicht. Er machte beim erzählen so ein verschmitztes Gesicht.

Wenig später holte er Mama im Auto ab. Sie fuhren für ein paar Tage nach Italien und Venedig. Wir konnten uns darunter nichts vorstellen, doch als Mama zurück kam hat sie uns von eleganten Damen erzählt die aus halb verfallenen Häusern kamen. Das hat mich schrecklich beeindruckt. Jahrelang stellte ich mir vor wie Frauen in Samt und Seide unter halb eingestürzten Toren gebückt auf die Straße krochen. Als wir später in Venedig waren, fiel mir das wieder ein. In meiner kindlichen Phantasie hatte ich die abblätternden Häuser zu Trümmern gemacht.

Damals wußten wir noch nicht, das dies der Anfang einer großen Wende in unserem Leben sein würde. Eines Morgens, die Sonne schien und Mama lag auf der weißen Korbliede in der Wiese neben dem Haus. Sie holte mich zu sich und erzählte mir, bald würden wir zu Onkel Rudolf nach Amerika fahren. Ich ahnte Böses. Mit meinen noch nicht ganz acht Jahren sah ich Unordnung auf mich zukommen. Die Frage ob Vati auch mit käme war eigentlich rhetorisch, ich wußte schon vor der Antwort, daß er es

nicht tun würde. Bestimmt hatte ich keine besonders herzliche Beziehung zu ihm, woher auch. Aber allein die Tatsache, daß die Ordnung von "Vater, Mutter, Kinder" nun nicht mehr intakt sein würde, hat mich schwer getroffen. Ganz kalt und traurig war ich, ohne genau zu wissen warum.

In dem Sommer stieg Mama mit mir auf den Riederstein. Nur wir beide, das war etwas Besonderes. Wir hatten auch einen kleinen Rucksack dabei. Zu Fuß liefen wir nach Rottach, runter bis an den See. Dort ging der Weg ab, zuerst über die Wiesen, wurde dann aber bald steil. Es war meine erste richtige Bergtour. Damit war ich meinem Ziel erwachsen zu werden ein kleines Stückchen näher gekommen. Als wir oben saßen, neben einem steilen Abhang, wollte ich einen Stein werfen, er wäre so schön weit geflogen. Das durfte ich aber nicht, gleich bekam ich zu hören, wie unmöglich und unzümpftig das sei. Nicht nur, daß er jemand auf den Kopf fallen könne, auch eine Lawine hätte so ein Stein schon ausgelöst. Das saß, bis heute. Danach stiegen wir beide auch auf den Wallberg, der hatte aber einen richtigen Weg, nicht nur so einen schmalen steinigen Pfad und es war eben auch nicht das "erste Mal".

Bald begannen die Vorbereitungen zur großen Reise. Eine Schneiderin kam ins Haus. Ein Mantel, ich glaube von Oma, wurde gewendet und ich bekam einen neuen daraus. Immer öfter wurde vom Abschied gesprochen.

Der Abschied von der Schule fiel mir nicht schwer. Sehr gerne war ich da nicht hingegangen. Was ich lernen sollte war leicht, aber mit den anderen Kindern kam ich nicht zurecht. Doch vom Seppel und der Resel Strohschneider da war der Abschied nicht leicht. Im Krämerladen sollte ich mich auch von Resels Mutter verabschieden. Selten kam ich in den Laden, doch dann beim Öffnen, ich höre es noch, bimmelte das Glöckchen über der Tür und ein Geruch den es heute nicht mehr gibt, schlug einem entgegen. Als ich kam griff Frau Strohschneider in das Glas mit Bonbons und füllte eine Tüte, als "Wegzehrung" bekam ich sie in die Hand gedrückt. Sie bewunderten mich alle, daß ich eine sooo große Reise machen würde.

Doch als der Zug dann abfuhr und Oma zurück blieb war es ein komisches Gefühl. Kummer und Neugierde hielten sich irgendwie die Waage.

Doch schließlich lies die Aufregung allen Kummer vergessen.

Im Zug ging es nach Bremen. Es war eine lange Reise. Dem kleinen Jobst war sie viel zu lang. Im Speisewagen stöhnte er plötzlich: "Sind wir immer noch nicht in Amerika"

In Bremen waren wir eingeladen. An das dunkle Esszimmer in dem alten Patrizierhaus kann ich mich gut erinnern. Wir saßen mit vielen fremden Leuten um den Tisch. Die Stühle hatten sehr hohe Lehnen, das machte alles so feierlich. Es gab mit Essig angemachten Salat, den waren wir nicht gewohnt. Jobst konnte Mama noch warnen: " iss den net, der ist schlecht."

Die Schiffsreise habe ich genossen. Ich fühlte mich richtig frei. Überall durfte ich rumlaufen, jedenfalls auf unserem Deck. Alle waren nett zu mir, ich hatte immer jemand zum schwatzen. Besonders mit einer alten Dame hatte ich mich angefreundet. Sie saß meist an Deck und strickte an einem wunderschönen Pullover mit Zopfmuster. Es hat mich fasziniert wie sie die Maschen hin und her schob und dann das Muster entstand. Ich hatte ein Strickzeug dabei, doch es war nicht sehr toll, was da entstand. Man hatte mir gesagt, die erste Masche einer Reihe müsse immer abgehoben werden, das habe ich auch brav gemacht. Das Ergebnis war etwas eigenartig, rechts und links wurde eine Masche immer länger und hatte keine Verbindung mit dem Rest der Arbeit. Nun erklärte mir meine Freundin, am Anfang der Reihe sei das schon richtig, doch am Ende müsse ich sie mitstricken. Mit ihrer Hilfe ist dann auch wirklich ein Jäckchen mit Zopfmuster für meinen Teddy entstanden.

Wir hatten zwei Kabinen und ein Bad. Im Badezimmer stand eine Wanne, in die mit tollem Druck warmes Wasser rauschte, allerdings nur Salzwasser. Süßwasser gab es nur in den Waschtischen in den Kabinen. Durch einen Hahn konnte man Wasser ins aufgeklappte Becken fließen lassen. Klappte man den Waschtisch wieder zu, gluckerte das Wasser nach unten weg. Jeden Morgen kam der Steward und füllte oben in den Schrank das neue Wasser ein und nahm unter dem Waschtisch das gebrauchte Wasser wieder fort. Regelmäßig bekamen wir Ärger mit ihm, da wir offensichtlich nur mit dem Wasser spielten, es war unten fast so sauber wie oben. Er konnte eben nicht verstehen, daß es einfach Spaß machte das Wasser runtergluckern zu lassen.

Die Kabine war sehr eng, um so mehr als auch noch ein großer Schrankkoffer von Mama im Wege stand. Die Bullaugen waren fast immer fest verschlossen. Nur bei ganz ruhigem schönen Wetter durften sie geöffnet werden. Einmal hatten wir vergessen eines zu schließen, als wir zurückkamen war Salzwasser reingespritzt.

Als das Schiff in Lissabon, im Tejo manövrierten um am Kai anzulegen stand Mama mit uns beiden vorne im verglasten Teil des Promenadendecks. Jobst hatte sie hochgehoben damit er besser sehen konnte. Plötzlich gab es einen Rums. Eigentlich hätte es "volle Fahrt zurück" sein sollen, doch irgendwo hatte es einen falschen Befehl gegeben. Mit "voller Fahrt voraus" waren wir auf die Kaimauer gefahren. Ein wenig später sah Mama wie der Taucher, der sich den Schaden unter Wasser angesehen hatte auftauchte. Er machte mit seinen Armen einen Kreis, so groß er nur konnte, das sollte wohl die Beschreibung des Loches sein.

Bis der Schaden repariert war, blieben wir tagelang in Lissabon liegen. Tagsüber gingen wir ein paar Mal an Land. Mama traf ihre Freundin Marie Louise Dotti die schon seit vielen Jahren in Lissabon lebte. Sie brachte uns auch zur "Torre de Belem". Die war für mich damals sehr viel größer als heute, aber sonst kann ich mich an nichts erinnern.

Wieder unterwegs kroch ich in eines dieser ovalen Durchlässe in der Relling für die Festmachertae, ich wollte das Wasser unten vorbeigleiten sehen. Es war ein toller Anblick wie es weißschäumend am Rumpf vorbeiglitt. Doch als ich zurück wollte wäre ich fast nach vorne ins Wasser und nicht zurück an Bord gerutscht. Wie ein Alptraum hat mich das bei den Reisen mit unseren Kindern verfolgt.

Auf dieser Reise erzählte uns Mama auch die Geschichte vom kleinen Mädchen und dem Baby. Sie tat so als sei die schreckliche Geschichte wirklich passiert. Ich kann mich an keine andere grausige Geschichte erinnern, sie sollte wohl abschrecken Als der kleine Bruder nicht still sein wollte und immer weiter schrie, sagte die Mutter schließlich ärgerlich: "Wenn du nicht gleich still bist, werfe ich dich zum Fenster raus". Als er still geworden war ging sie weg. Als die Mutter nach einiger Zeit wieder kam war das Baby fort. "Wieso?" fragte das kleine Mädchen, "er hat wieder angefangen zu schreien und wollte nicht still sein, da habe ich ihn zum Bullauge rausgeworfen."

Unten im Rumpf unseres Schiffes, im Auswandererdeck, reisten ohne daß wir etwas von ihnen merkten noch viel mehr Menschen. Über eine steile Innentreppe stieg ich mit einem der Stewards nach unten. Ich wollte etwas runter bringen, doch was es war und warum weiß ich nicht mehr. Es kann sein, daß Babette dort schlief und nur tagsüber zu uns nach oben kam. Ich bin fast sicher, daß ich jemand eine Freude machen wollte. Doch an meinen Schreck erinnere ich mich noch ganz genau. Als ich unten ankam, saßen und lagen unübersehbar viele Menschen in einem großen Stauraum um eine Ladeluke. Darüber hatte man ein Deck höher die Abdeckung zur

Seite geschoben damit Licht und Sonne auch hier runter kommen konnte. Das war kein guter Platz. Wir oben wurden verwöhnt, hier war das offensichtlich nicht der Fall. Viele schauten mich an, ich wollte ganz schnell wieder weg. Es war glaube ich nicht Angst, sondern das Gefühl völlig fehl am Platz zu sein. Plötzlich merkte ich, daß ich nur zeigte, wie gut es mir da oben ging und wie schlecht es alle anderen hier unten hatten.

Am 6.12.1932 kamen wir in Rio an. Onkel Rudolf, wie wir ihn damals noch nannten, holte uns ab. Er hatte einen schicken, langen, schwarzen Chrysler Imperial. Dies Auto hatte etwas Besonderes, das wurde auch extra erwähnt. Den hintere Teil des Wagens überzog ein dunkelrotes Korbgeflechtmuster. Wie bei allen Autos jener Zeit, hatte es ein Stoffverdeck. Die Seiten waren offen, nur vorne gab es eine Scheibe, man fuhr ja auch nicht so schnell. Bei schlechtem Wetter konnten wir mit Druckknöpfen lose Persenningteile, die auch einen kleinen Durchblick hatten, auf den Seiten festmachen. Sie schlackerten zwar im Fahrtwind, doch sie schützten auch etwas.

Die ersten anderthalb Jahre wohnten wir in Copacabana in einem gemieteten Haus in der Avenida Rainha Elisabeth 114. Durch die überdachte Veranda die unten über die ganze Breite des Hauses ging, waren die Zimmer dahinter recht düster, Wohn- und Esszimmer recht klein und spartanisch eingerichtet. Auch die Schlafzimmer hatten nur das Nötigste. Uns Kinder hat das nicht weiter gestört. Nur, daß Babette mit uns zusammen im Doppelzimmer schlief, fanden wir nicht so gut. Da Mama ein Zimmer für sich haben wollte, war es wohl bei drei Schlafzimmern auch nicht anders zu machen.

Das Haus war gar nicht so klein, lag aber eingequetscht zwischen den anderen Häusern, wie das eben in Copacabana so ist. Auch als Mama ihre schönen alten Bilder aufgehängt hatte und das Schlafzimmer mit ihren weißen Möbeln eingerichtet war, blieb es eben doch nur eine Übergangslösung.

Von der lauten, viel befahrenen Straße trennte uns nur eine Ficushecke und eine Tamarinde. Auf der Straße, genau gegenüber war eine Bushaltestelle an der die Wagen quietschend hielten um dann wieder mit Getöse anzufahren. Das Stückchen Garten vor dem Haus bestand aus Zementwegen und ein paar Quadratmeter Rasen. Auch hinter dem Haus war so etwas wie ein "Garten". In der hintersten Ecke klebte an den Mauern zu den Nachbarn ein kleines Häuschen mit einem Zimmer und Duschbad für das Mädchen. Daneben ein Tank zum Wäsche waschen. Da gab es natürlich nur kaltes Wasser. Was die Seife nicht schaffte mußte die Sonne bleichen, dafür war ein Stück Rasen da.

Ein paar Weinstöcke rankten über einer Pergola, sie trugen saure aber eßbare Trauben. Der Rest des Gartens war auch hier zuzementiert. Für unsere Rollschuhe ideal, die damals natürlich noch keine Gummiräder hatten. Den Geräuschpegel kann man sich vorstellen. Doch Brasilianer stört so etwas nicht.

Tante Lippi hatte für eine schwarze Köchin aus der Karibik gesorgt, die englisch sprechen konnte. Das war für den Anfang auch gut, denn trotz Mamas Bemühungen unterwegs schon etwas portugiesisch zu lernen war sie wohl nicht sehr weit gekommen. Lachend erzählte sie wie sie "Quejo" als "Kweijo" ausgesprochen habe und sie natürlich keiner verstand. Viele Jahre mischte Mama immer wieder französische Worte in den portugiesischen Satz, ohne daß sie es merkte. Doch die Schwarze kannte sich aus und war sehr patent. Ich glaube sie war zu "patent". Sowie Mama sich etwas eingelebt hatte wurde sie entlassen. Vieles war doch sehr anders als in Tegernsee.

Jeden Morgen brachte der Eismann eine lange, tropfende Stange Eis. Sie wurde etwas zerkleinert und kam dann in den mit Weißblech ausgeschlagenen hölzernen Eisschrank. Meine Erinnerung daran ist eng verbunden mit dem rohen Fleisch das immer dicht beim Eis lag, und trotzdem etwas unangenehm roch. Auch die Butter schmeckte nicht wie früher. Ganz selten hatte sie einmal keinen Stich. Bis in die 80er Jahre fuhren wir weit um frische Sahne zu ergattern. Oft glückte es, manchmal auch nicht. Bei gewittriger Schwüle war es fast nie zu schaffen. Es war eben einfach Vieles anders.

Knapp drei Wochen nach unserer Ankunft war Weihnachten. Zum ersten Mal war Weihnachten im Sommer. Mama mußte die Wachskerzen bis kurz vor der Bescherung auf Eis legen, damit sie sich, in der Hitze, am Baum nicht verbogen. Auch der Tannenbaum war anders, es war keine "Tanne", es war ein "Lebensbaum". Für Mama war der Unterschied sicher groß, wir Kinder hatten Weihnachten und freuten uns über unsere Geschenke. Doch daß der Baum recht spillerig war sahen wir natürlich auch.

Sobald es ging, versuchte Mama die Freunde ihre Mannes kennen zu lernen. Öfters kam abends Besuch oder die beiden waren eingeladen. Doch in Wirklichkeit war sie wohl enttäuscht. Es war in Rio, einfach ein anderes Niveau. Es waren nette Leute dabei, doch richtig unterhalten konnte sie sich eigentlich mit niemand.

Wenn wir Besuch hatten durfte ich manchmal zusammen mit Babette servieren, was ich sehr gerne tat. Nur einmal, da ist mir die Sauciere vom Teller gerutscht und auf dem Tischtuch gelandet, das war nicht so gut.

Eines Abends nachdem Tante Lippi und Onkel Jan bei uns gegessen hatten, saßen die beiden Paare im Wohnzimmer, Mama und ihre Schwester auf dem steilen Ledersofa und die beiden Herren in den Sesseln daneben. Als Mama aufschaute um

etwas zu fragen, da waren beide Männer eingeschlafen. Auch das war sie aus Deutschland nicht unbedingt gewohnt.

Kummer machte auch die Eifersucht ihres Mannes. Sie traf hauptsächlich Jobst, der mehr Zuwendung brauchte. Mich traf sie weniger, oder ich merkte sie einfach nicht, aber Mama hatte darunter zu leiden.

Nach kurzer Zeit kam Mama wohl mit all dem nicht mehr klar. Sie hatte sich das Leben mit ihrem Mann in Brasilien wohl doch anders vorgestellt. Sie muß sich, obwohl geliebt, einfach unverstanden gefühlt haben. Sie wurde krank und legte sich ins Bett. Wenn ich heute darüber nachdenke, was meiner Mutter so alles zugemutet wurde, dann wundere ich mich eigentlich nicht mehr, daß es zu diesem Zusammenbruch kam.

Wie lange sie eigentlich lag und nicht aufstehen konnte, oder mochte, weiß ich nicht. Aber später erzählte sie uns mal, Dr Mayer habe ihr gesagt: "Ihnen fehlt überhaupt nichts, am besten stehen sie einfach auf." Und das hat sie dann auch getan.

Fast jeden Sonntag kam Familie Gregorius aus Santa Teresa angefahren um mit uns an den Strand zu gehen. Danach wurden ihre Badeanzüge bei uns getrocknet und blieben für das nächste Mal hängen. Sie waren ja alle noch aus dicker Wolle. Auch die Herren hatten natürlich durchgehende Anzüge, allerdings ohne "Röckchen" die bei den Frauen ein absolutes Muß waren. Es war verboten in Badezeug über die Straßen zu gehen, so mußte man auch immer etwas zum überziehen dabei haben. Auch wenn wir im Auto bis an den Strand fuhren, war ein langer Bademantel obligat. Ein paar Jahre später, wir wohnten nicht mehr in Copacabana tat es dann auch eine "saida de banho", das konnte ein kurzes Röckchen und etwas wie ein Oberteil sein. Heute ist das kaum zu glauben, doch damals waren wir Ausländer fast allein an dem völlig leeren "Arpoador". Das hat sich im Laufe der Jahre allerdings geändert.

Wir Kinder badeten aber lieber am "Posto 6" am anderen Ende unserer Straße. Da war das Wasser ruhiger und wurde auch langsamer und gleichmäßiger tief. Im flachen Wasser haben wir Purzelbäume geschlagen und uns das Schwimmen beigebracht. Oft durften wir nachmittags mit unserer drallen, kaffeebraunen Köchin dort hin. Auf ihren festen Busen war ich schrecklich neidisch, weniger auf ihren Freund der oft mit kam und eine Zigarette nach der anderen rauchte.

Tante Lippi und Onkel Jan bewohnten damals, mit ihren beiden Töchtern Ellinor und

Gwendolin, ganz oben in der "Candido Mendes", eines der letzten Häuser. Es war ein typisches altes Riohaus, mit hohen Räumen die im oberen Stockwerk fast ohne Gang ineinander über gingen. Dazu gehörte ein steiler Garten in dem eine Manga stand, die so hoch war, daß man die Früchte nicht mehr pflücken konnte. Wir sammelten sie vom Boden auf. Wenn sie nicht ganz vergammelt waren konnte man sie noch essen. In diesem Haus war eine ganz andere Atmosphäre als bei uns. Nicht nur die schönen alten Möbel die Onkel Jan über viele Jahre gesammelt hatte, auch die vergnügte, patente, lebensfrohe Art von Tante Lippi sorgte für einen völlig anderen Ton.

Hier blieben wir oft, wenn wir einmal keine Aufsicht hatten oder die Eltern verreisen wollten. Manchmal auch nur für eine Nacht. Wir schliefen im Kinderzimmer auf Matratzen, die auf dem Boden lagen. Ich fand das immer herrlich. Jobst war nicht so begeistert. Er mußte seine Lampe, seinen Bettvorleger und natürlich den Teddy mitnehmen sonst konnte er in der "Fremde" nicht schlafen.

Tante Lippi erzählte uns abends immer Geschichten, die erfand sie so aus dem Stegreif. Manchmal gab es am nächsten Tag eine Fortsetzung. Alles war recht harmlos, aber doch irgendwie spannend. Es kamen immer wieder Kinder, wie wir darin vor und natürlich gingen alle Geschichten schließlich auch gut aus.

Aus dem "Senhor Hilger", den die Brasilianer wie "Ilger" aussprachen, hatte Ellinor, als Kleinkind, ein "li" gemacht. Onkel Rudolf hieß bei den Gregorius-Kindern "li". Das haben wir gerne übernommen. Nun hieß Euer Opi auch bei uns li. Wir waren den "Onkel" los, den wir nicht gut fanden. "Vati" wollten wir eigentlich auch nicht sagen. Mit meinen acht Jahren suchte ich eine Lösung für das Problem. In "li" hatten wir es gefunden.

Nach den Sommerferien kam ich in die "Escola Teuto Brasileira". Im "bonde" mußte ich dort hinfahren. Zur Straßenbahn lief ich ein ganzes Stück, doch lange nicht so weit wie von Oberach nach Rottach. Der Fahrpreis war 100 Reis, doch mußte ich aufpassen nicht über den "ponto de 100 Reis" hinaus zu fahren. Sonst hätte es doppelt so viel gekostet. Dann wäre ich zwar bis vor die Schule gefahren doch, "das konnten wir uns nicht leisten". So mußte ich das letzte Stück auch noch laufen. Im heutigen Copacabana würde niemand seinem achtjährigen Kind erlauben allein diese Strecken zu Fuß zu gehen. Doch damals war das ganz anders. Da, wo heute Autos sich stauen und lauter Hochhäuser stehen war eine bürgerliche Straße mit Läden und

Wohnhäusern aus Zeit der Jahrhundertwende.

In der Schule gab es zwar ein paar deutsche Stunden, aber alle anderen wurden in portugiesischer Sprache gegeben. Ich kam in die zweite Klasse. Da saß ich nun stundenlang auf meinem Platz in einer der hinteren Bänke und verstand fast kein Wort. Mein erster Erfolg waren die portugiesischen Verben. Da konnte ich einfach auswendig lernen welche Formen zu welchen Zeiten gehörten. Ich weiß noch, daß ich lange keine Ahnung hatte was eigentlich die Übersetzung davon war, denn auf Deutsch hatten wir so etwas noch nie gehabt. Auch im Rechnen fand ich mich nach einiger Zeit zurecht. Was "mais" und "menos" hieß, das wußte ich, aber "dividir" und "multiplicar" und die höheren Zahlen das waren erst einmal "spanische Dörfer" für mich.

Ein paar Mädchen sprachen auch in der Pause deutsch, mit ihnen konnte ich mich unterhalten. Zusammen standen wir unter dem Carambolabaum und futterten, wenn sie reif wurden, so viele Sternfrüchte wie wir ergattern konnten. Hier machten die Pausen Spaß. Fest und tief in den Sand eingeritzte "Himmel und Höllen" hatten wir im Hof. Manchmal mußten wir sie verteidigen, wenn sie geklaut werden sollten, doch meist ging es friedlich zu.

Vielleicht hätte ich auf die Dauer doch verzweifelt, wenn Frau von Glasenap mir nicht mit viel Geduld Nachhilfeunterricht gegeben hätte. Sie wohnte nicht weit von uns. Bei ihr konnte ich die Schularbeiten machen, und sie fragen was ich nicht verstand. Am Anfang, wie gesagt, eigentlich garnichts.

Mama brachte mich auch zu einer Französin in eine Balettstunde. Viele kleine Mädchen übten hier ein oder zweimal in der Woche. Mit Klavierbegleitung ging es ganz klassisch zu. Erst wurden im Takt die Positionen geübt, noch einmal und noch einmal: Eins und zwei und drei und vier. Alles natürlich auf französisch. Dann die verschiedenen Übungen an der Stange. Schließlich ein paar Tanzschritte. Richtige Ballettschuhe hatten wir an, mit eisernen Spitzen und Bändern zum kreuzen. Ich stopfte mir vorne immer frische Watte in die Schuhe damit sie nicht drückten. Als Letztes kamen Sprünge und Pirouetten. Für die Fortgeschrittenen und als Krönung gab es noch einen "Spagat".

Dazu trugen wir ganz witzige kleine Kleidchen. Der Rock hatte vier Zipfel, er bestand aus einem viereckigen Stück Stoff, daran war in der Mitte ein glattes Oberteil mit Spaghettiträgern genäht. Der Schnitt war ein Muß, nur die Farbe durften wir uns aussuchen. Mein Kleid und Höschen hatte zu meinem Kummer ein langweiliges

helles Blau. Aber die Stunden machten mir einen riesen Spaß. Schlank und gelenkig wie ich war, ging alles wie von selbst. Danach fand ich späteren rhythmische Gymnastik und Turnstunden eigentlich immer etwas langweilig.

Zu Hause war ich inzwischen in den Dachboden, eine Treppe höher, umgezogen. Ich hatte mir einen Vorhang organisiert, damit konnte ich einen Teil des sonst offenen Raumes abtrennen. Da gab es ein Bett und einen Stuhl, ob auch ein Schrank da war weiß ich nicht mehr. Im anderen Teil des Bodens standen eine Menge Sachen die nicht gebraucht wurden, aber auch eine Nähmaschine. Der erste Versuch endete mit einem Desaster, die Nadel nähte in meinen Finger. Als er nicht mehr ganz so weh tat war ich vorsichtiger, das hatte ich gelernt, das sollte mir nicht noch einmal passieren. Ich fand es nicht besonders schön da oben, aber nun hatte ich wenigstens meine eigene Ecke.

Nach dem ersten Weltkrieg gab es drei deutsche Importfirmen, die alle an der gleichen Straßenkreuzung im Zentrum von Rio lagen: Herm. Stoltz, Hasenclever und Theodor Wille. Hasenclevers hatten ihren Hauptsitz in Buenos Aires. Opi und Herr von Staa waren die Leiter der Firma "Hasenclever" in Rio. Die Firma gehörte verschiedenen Brüdern. Manchmal kam einer der Brüder für längere Zeit nach Rio, dann brachten sie auch ihre Familien mit. Mit Ellen Hasenclever war meine Mutter richtig befreundet, sie kam öfter zu uns zum Tee, oder wir besuchten sie. Einen der Söhne, er war wohl zehn, mochte ich heimlich sehr gerne, doch eigentlich war er ja viel zu alt. Wie immer fuhren sie nach einige Zeit wieder zurück nach Buenos Aires. Als sie das letzte Mal bei uns waren, brachte Alfredo mir zum Abschied eine blaue Decke und sechs Servietten für meinen Puppentisch mit. Ich war sprachlos und er sehr verlegen. Danach haben wir uns nie wieder gesehen. Manchmal hörte ich noch von ihm. Viel später war er lange Jahre, als es auch in Argentinien nicht mehr ganz so gut ging, Leiter der Familienfirma.

In den ersten Jahren war Karneval in Rio noch ein wirkliches Volks- und Straßenfest. Auch durch unsere Avenida zogen wochenlang vergnügte, musizierende Gruppen und Grüppchen. Oft waren es nur Blechdosen, auf denen sie einen tollen Rhythmus trommelten, doch immer wurde dazu gesungen und getanzt. Für die kleinen Jungen war ein Kleid der Schwester und ein wenig Schminke schon Maske genug. Aber nicht nur "Saumasken" auch Lustiges und richtige Kostüme war zu sehen.

Jedes Jahr gab es ein neues Lieblingslied. "O jardineira porque estás tão triste, o que foi que aconteceu?" Das Lied von der traurigen Gärtnerin, hielt sich viele Jahre. Auch wir sangen es mit Begeisterung.

Mindestens einmal fuhr Opi mit uns Kindern "Corso". Dazu hatte er das Dach vom Auto runter geholt. Ellinor, Gwendolin, Jobst und ich saßen hinten, oben auf dem zusammengefalteten Verdeck und fühlten uns toll. An der alten Uferpromenade in Botafogo fanden wir eine Lücke in der langen Schlange anderer Wagen. Alle Autos waren offen und fuhren langsam mit singenden und tanzenden Menschen. Vor uns fuhr ein Ford V8 mit "Spanierinnen". Ihre bunten, weiten, mit Volants besetzten Röcke fielen über die Seiten des Wagens. Vom Auto sah man fast nichts mehr. Mit Kastagnetten begleiteten sie die "Toreiros" die auf den Trittbrettern stehend sangen oder im Auto am Vordersitz lehnend, Gitarre spielten. So prächtig waren wir natürlich nicht, aber in unseren Holländerkostümen hatten auch wir unseren Spaß. Luftschlangen die hin und her flogen verbanden uns bald mit den vorderen und hinteren Wagen. Ein Bandwurm vergnügter Menschen, alt und jung, bunt und lustig. Ein paar Jahre später war dieser Spaß vorbei. Die Limousinen hatten das Feld erobert. Die paar Oldtimer machten keinen Fasching mehr.

Opi's ganzer Stolz war sein Auto. In der Woche fuhr er damit in die Stadt zur Arbeit, doch am Wochenende waren wir viel damit unterwegs. Es wurde spazieren gefahren. Wir Kinder saßen hinten, die Eltern vorne. Jahrelang haben wir das gemacht. Erstaunlicher Weise wurde es mir nicht langweilig. Manchmal probierten wir neue Wege aus, dann geriet Mama oft in Panik, sie hatte auf engen Straßen immer Angst keinen Platz zum Wenden zu finden.

In den ersten Jahren wurden oft Picknicks veranstaltet, es waren immer mehreren Autos und ein Haufen Leute. Henningers mit Sohn Herbert, Ehepaar v. Minkwitz und Hasenklevers mit ihren Kindern wenn sie da waren.

An einem Sonntag, Samstags wurde ja noch von allen gearbeitet, sollte es nach Bandeirantes gehen. Das war damals noch eine Tagestour. Ich fuhr nicht in unserem Wagen sondern durfte, ich glaube bei Henningers mit fahren. Sie hatten einen zweisitzer Kabrio, bei dem man aber den schrägen Kofferraum als Notsitz aufklappen konnte. So entstanden, zwar etwas enger und unter freiem Himmel, zwei zusätzliche Plätze für uns Kinder. Es war eine lange Fahrt, über die Vororte und Jacarepagua. Danach ging es nur auf Lehmstraßen stundenlang zuerst über das Gebirge und dann durch die große Ebene. Das war fast zu lang, vor allem war es schrecklich staubig.

Auf unseren offenen Sitzen bekamen wir die Wolken immer so richtig ins Gesicht. Am Strand war es dann allerdings herrlich und einsam.

Abends kam man müde und verbrannt zurück. Trotz des weiten Weges haben wir es ein paarmal gemacht und immer sehr genossen.

In jener Zeit, kam in regelmäßigen Abständen der Zeppelin nach Rio. Jedesmal drehte er eine Runde über Copacabana. Dann standen die Leute auf den Straßen und bewunderten ihn. Auf die Minute genau erschien er. Man konnte die Uhr danach stellen. Nicht sehr hoch aber doch so fern, daß man die Leute in der Gondel nur ahnen konnte schwebte er mit leisem Brummen über uns weg. Die große Zigarre dort im Himmel war wie ein Wunder. Damals flogen nur Postflugzeuge über den Atlantik. Nur mit dem Zeppelin konnte man damals in ein paar Tagen von Deutschland nach Brasilien reisen. Großvater Stoltz hat das auch einmal gemacht. Bei dem Stopp in Recife mußte der Zeppelin von einem Trupp Männer, an Tauen festgehalten werden. Doch in Rio hatte man ihm eine riesen Halle, draußen in Belfort Roxo gebaut. Sein größtes Problem war die Thermik. Er mußte im Morgengrauen ankommen, konnte auch bloß eine Stunde bleiben, um dann gleich wieder vor der großen Tageshitze aufzusteigen.

Einmal sind wir früh vor 5 Uhr aufgestanden und raus gefahren. Wir wollten seine Landung miterleben. Pünktlich wie immer kam er. Ganz langsam sank er. Zum Schluß gab es noch etwas Aufregung, doch dann konnten die Leute aussteigen. Es war kaum zu glauben, daß man in dieser kleinen Gondel so weit reisen konnte. Mit Schaudern ließ ich mir erzählen, wie alles ganz leicht gebaut sei und an allen Ecken am Gewicht gespart würde.

Es war auch die Zeit, in der neue Flugrouten ausprobiert wurden. Flugkapitän Schuster hörten wir atemlos zu wenn er von seinen ersten Probeflügen, nach Argentinien erzählte. Das waren richtige Pionier mit ihren damaligen Flugzeugen. Es gab zwar Landkarten, aber kaum Wetterstationen, die mit den heutigen natürlich auch in gar keiner Weise zu vergleichen waren. Sie navigierten natürlich ohne Dekka und ohne Radar. Die Kapitäne wurden wie Helden gefeiert. Es war auch die Zeit, in der die ersten Postflugzeuge den Flug, über die Anden, nach Chile wagten. Als Hannes und ich 1950 von Chile kommend zwischen dem Aconcagua und dem Tupungato über die Anden flogen, da war das schon eine Linienmaschine. Aber unheimlich war es trotzdem. Die Fünftausender rechts und links waren so gewaltig, das Gefühl für die

Entfernung löste sich irgendwie auf, es schien als würde man gleich die Bergspitzen unter uns rammen. Da mußte ich natürlich wieder einmal an die Erzählungen denken.

Als Mama einmal mit ihrer Schwester Lips die Candido Mendes rauf ging, sah sie über der Straße, in einem Grundstück, einen wunderschön blühenden Baum. Aus Spaß sagte sie: "Da würde ich gerne wohnen".

Ganz erstaunlich schnell ging ihr Wunsch in Erfüllung. Ein paar Monate später zogen wir um. Opi hatte das Haus mit dem blühenden Baum in der Travessa Manuel Lebrão 32, gemietet.

Es muß 1934 oder Anfang 35 gewesen sein. Zuerst wohnten wir zur Miete, nach einiger Zeit konnte er die beiden Haushälften kaufen. In dem hinteren Teil des Doppelhauses haben die Eltern dann bis zu ihrem Tode gelebt. Als wir einzogen hatte es noch keine Veranda und war von außen häßlichen graublau. Doch das sollte bald anders werden.

Das Haus bekam einen sandfarbenen Verputz und die Läden wurden dunkelblau gestrichen. Blauweiße, portugiesische Kacheln umrandeten nun den Eingang an der Straße und schmückten einen Brunnen und Bänke im Garten.

Auch im Haus wurde einiges verändert. Die trennenden Türen zwischen den Wohnräumen wurden entfernt und alle anderen weiß gestrichen. Die abenteuerlichen Wandanstriche wurden durch uni Farben ersetzt, das Bad ganz neu gemacht.

Mit seinen hohen, hellen Räumen und dem damals noch schönen Blick auf die Bucht und den Garten, war es ein wirklich wohnliches Haus geworden.

Wir bekamen nun auch andere Möbel, nicht nur das Eßzimmer auch das Wohnzimmer wurde neu eingerichtet. Das steile Ledersofa mußte einem gemütlichen, mit irischem Leinen bezogenen weichen. An den hellen Wänden kamen Mamas Bilder auch endlich zur Wirkung. In diesem Haus gelang es meiner Mutter ihre Atmosphäre zu verbreiten. Ich fühlte, daß sie einen Rahmen für sich gefunden hatte. Diesen Rahmen nahmen wir natürlich auch im Unterbewußtsein für uns an. Damit grenzte ich mich wieder einmal gegen andere, die es zu Hause nicht so kultiviert hatten aus.

Dazu gehörte auch eine Sache über die ich lange nachgedacht habe. Nämlich wie meine Mutter es ohne Kritik geschafft hat mir zu signalisieren, wenn ihr an meinen Freundinnen oder Freunden etwas nicht passte.

Letztes Jahr habe ich es bei Tante Inge erlebt. Ein wirklich netter Bekannter aus

unserer Segelzeit besuchte mich in ihrem Haus in Icking. Sie hätte garnicht während der Unterhaltung raus zu gehen brauchen, schon bei der Begrüssung sah und hörte ich, daß sie der Ansicht war: "gehört nicht zu uns", es war der Ton, ihr sicher unbewußt. So muß es wohl auch früher gewesen sein.

In Mamas Bücherschrank standen drei Bände Kunstgeschichte, die ich über die Jahre immer öfter herausholte. Text und Reproduktionen mußten mir ein wenig ersetzen wonach ich mich sehnte. Wenn ich die Bilder später in den Museen wiederfand stutzte ich oft, weil sie viel kleiner oder auch um ein vielfaches größer waren, als ich sie mir vorgestellt hatte.

Im Laufe der Jahre fand ich immer wieder Interessantes in diesem Schrank. Etwa mit 18 Jahren entdeckte ich den "Malte Laurids Brigge" von Rilke. Es war ein Erlebnis. Nach der Lektüre meinte ich mich verändert zu haben. Im Spiegel schaute mir ein anders Gesicht entgegen. Daraufhin gab Mama mir auch Gedichte von Rilke, mit denen ich aber überhaupt nichts anfangen konnte. Dieser Bücherschrank mit nicht sehr vielen, aber anspruchsvollen Büchern hat mich wohl auch mit geprägt. Als ich später selber Geld verdiente, kaufte ich mir eigene Bücher, zuerst meist klassische Literatur.

Im Haus gab es drei größere und ein kleines Schlafzimmer. Die Eltern schliefen getrennt, ich bekam eines der größeren. Endlich hatte ich ein Reich für mich. Jede freie Minute lag ich auf meinem Bett und las alles was ich bekommen konnte. Wenn es gar nichts Neues mehr gab, las ich die Heldensagen oder die Märchen eben noch einmal.

Von meinem Schreibtisch am Fenster sah ich an Palmen vorbei auf den Zuckerhut. Oft habe ich da rausgeschaut anstatt meine Schularbeiten zu machen. Es war schon ein dramatischer Anblick, wenn beim Nachmittagsgewitter die Blitze über den Himmel fegten, wenn die Palmen sich im Sturm bogen und das sonst so blaue Wasser vor dem dicken Zuckerhut wie Blei wurde. Immer wieder war es anders, ich schaute und träumte. Einmal habe ich versucht mit Buntstiften diesen tobenden Wirbel festzuhalten. Irgendwo muß das kleine Bild noch sein.

Jobst richtete sich in dem kleineren Zimmer ein. Sehr wichtig war ihm die raumfüllende Musik. Oft lag er auf dem Boden und hörte zu. Auf einem halbhohen kompakten Schrank in dem er Bücher und seine Musik untergebracht hatte, stand ein selbstgezimmertes Aquarium. Wieso ich augenblicklich an das Aquarium denken mußte als er eines Tages in meinem Türrahmen stand und mit gerümpfter Nase und

besorgtem Gesicht mich anschaute, weiß ich nicht mehr.

"Sag mal..... Beenen was soll ich ... " bei "...machen..." war ich schon aus dem Zimmer. Bei "...das Aquarium rinnt", hatte ich bereits ein Badehandtuch ergriffen und war in sein Zimmer gelaufen. Bücher und Musik mußten gerettet werden.

An einem anderen Nachmittag kam Mama in mein Zimmer um sich zu verabschieden. Sie wollte mit Opi 14 Tage nach Teresópolis in die "Pension Smolka" fahren. Irgend etwas hatte mich da veranlaßt einen wahnsinnigen Aufstand zu machen. Mit Geheul warf ich mich aufs Bett und steigerte mich in künstliche Verzweiflung, obwohl ich genau wußte, daß es alles nur Theater war. Ich hatte Erfolg: eine Woche später setzte mich in Rio ein Bekannter in den Zug, ich durfte hinterherfahren. Ich hatte zwar erreicht, was ich wollte, doch eigentlich war ich enttäuscht: es war zu einfach gewesen den Erwachsenen etwas vorzumachen. So furchtbar toll war es dann bei Smolka eigentlich auch nicht. Nur die blühenden Mimosen die einen ganzen Hang bedeckten, an die kann ich mich noch gut erinnern. Ein gelbes Meer, ein duftendes, gelbes Mimosenmeer. Das war wirklich wunderschön.

Als sich Smolka mit großer Geste von uns verabschiedete, bekam nicht nur Mama sondern auch ich einen Handkuß. Das war mir äußerst unangenehm. Beinahe hätte ich die Hand am Rock abgewischt, dann lief ich aber doch lieber zum Wasserhahn. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate merkte ich, daß sich etwas verändert hatte. Bis jetzt waren die Eltern und überhaupt alle "großen" Leute unantastbare Respektspersonen gewesen. Ich hatte zwar immer wieder versucht mir einen eigenen Freiraum zu schaffen, doch das waren Nischen und stellten nie die Anordnungen der Erwachsenen in Frage. Mit dem Fragen kamen die Zweifel und die Kritik. Da ich mit niemand darüber sprechen konnte, war es keine gute Zeit. Eine Ordnung die mich sehr schützend umgeben hatte, war zusammengebrochen. Aber vielleicht gab mir das auch die Möglichkeit zu sehen, daß auch Erwachsene verletzbar waren.

In der Firma bei Hasenclevers war ein großer Betrug aufgefliegen. Der Buchhalter, dem alle vertraut hatten, schaffte es unbemerkt eine große Summe verschwinden zu lassen. Opi als Verantwortlicher war entsprechender Laune. Ich merkte das etwas nicht in Ordnung war und hielt mich zurück. Normaler Weise war ich diejenige die bei Tisch für die Unterhaltung sorgte. Doch der arme Jobst, ich sehe ihn noch, mußte vor der Suppe, mitten in die dicke Luft mit einer Bitte kommen. Da war es aus. Ganz egal worum es ging, es wurde lautstark verneint. Wie immer stand auch diesmal meine Mutter etwas hilflos dazwischen.

Eines Tages gab es eine riesen Aufregung. Opi kam viel zu spät, verdreckt und schmutzig mit Bernhard Hasenclever und Von Staa nach Hause. Sie hatten an der Gloria einen Unfall gehabt. Der Chrysler war zwar Schrott, doch erstaunlicher Weise war den Innsassen, obwohl der Wagen auf dem Kopf gelegen hatte, nichts ernstes passiert. Um den Hergang des Unfalls zu beschreiben waren sie alle auf der Polizei gewesen. Als sich Bernhard dort auf den etwas schmerzenden Kopf faßte, bekam er einen riesen Schreck. Er griff in eine zähe, klebrige Masse. Doch es war nicht Blut was da klebte, sondern ein von der warmen Sonne aufgeweichtes Stück Straßenbelag. So wie sie waren, mußten sie diesen glücklichen Ausgang erst einmal feiern

Aber es gab nicht nur Ärger und Aufregung. Wir hatten auch einen ganz normalen Wochenablauf. Im Garten neben dem Haus hatte Opi für uns beide ein tolles Schaukelgestell bauen lassen. Es war hoch und massiv und hatte Platz für Ringe und ein Trapez. Das haben wir viel benutzt. Wir hatten uns einen tollen Spaß ausgedacht. Wir drehten die Seile auf bis wir sie gerade noch fassen konnten, hängten uns dann daran und ließen uns trudeln. Dann zählte einer von uns: "eins, zwei, drei" und los ging es im Wettlauf. Ganz schwindlig vom Trudeln versuchten wir so schnell wie möglich zu rennen, das war gar nicht so leicht. Dabei bin ich gegen die Gartenmauer getorkelt garnicht so hart aber eben doch hart genug um mir das Schlüsselbein zu brechen. Um den linken Arm und den Oberkörper verpassten sie mir ein Gipskorsett, nur die rechte Schulter blieb frei. Sechs Wochen, mußte ich damit in den Sommerferien rumlaufen. Januar, Februar ist in Rio die heißeste Zeit. Nach einiger Zeit fing alles an ganz fürchterlich zu jucken. Da half auch das Talkum nicht viel, das Mama mir oben reinschüttete bis es unten wieder rausrieselte.

Wir hatten auch einen Boxer bekommen, den ich sehr liebte. "Ivan" hieß der kleine, braune Hund. Mit seinen hängenden schwarzen Lefzen und dem treuen Blick war er mein Trost in trüben Zeiten. Mit meinem Kummer konnte ich neben ihm im Garten auf der Steintreppen sitzen und dann weinten wir beide. Er konnte das fast noch besser als ich. Er war mir ein treuer Zuhörer, widersprach nicht und hörte geduldig zu, wenn ich ihm etwas erzählte.

Durch den Umzug war ich wieder in eine andere Schule gekommen, diesmal in die "Deutsche Schule". Sprachlich war es für mich leichter, aber in der Klasse hatten sich feste Klicken gebildet und es dauerte eine ganze Weile bis ich den Anschluß fand.

Am Anfang ging ich selbstverständlich wieder allein in die Schule. Später brachte Opi uns, auf seinem Weg ins Büro, mit dem Wagen hin. All die vielen Jahre vergaß er nie uns, "schlaf schön", zu wünschen. Das hat also Tradition, wir sagen es ja noch heute. Auf dem Rückweg mußte ich umsteigen, im zweiten "bonde" ging es rauf nach Santa Teresa um die Candido Mendes in der Mittagshitze nicht rauf, sondern runter laufen zu können. Manchmal hatte es auch geregnet, dann waren die, ja nach beiden Seiten offenen Bänke, an den Außenseiten oft naß. Die Rollos schützten nur bedingt und wenn sie richtig runtergezogen waren, was bei der Wärme oft nicht gemacht wurde. Dann beneidete ich die Jungen, die auf den Trittbrettern fahren konnten. Als Mädchen tat man das einfach nicht. Auch heute fährt er noch der "bondinho" von Santa Teresa. Zwischendurch hat die Stadt es einmal versucht ihn abzuschaffen, doch das gab so viele Proteste, daß man ihn wieder einsetzte, zwar ohne Anhänger, aber immerhin. Nach einiger Zeit erhielt ich Taschengeld von dem ich die Straßenbahn bezahlen mußte. Der Rest gehörte mir. Esther Pohl, aus meiner Klasse und ihre Cousinen hatten den gleichen Weg, so fuhren wir oft zusammen zurück. Wenn wir auf dem Rückweg schon am "Courvello", ein paar Stationen früher ausstiegen, dann konnte wir uns für das gesparte Geld ein Bonbon oder ein "puxa puxa" kaufen. Das haben wir natürlich oft gemacht. Es war auch nicht viel weiter. Zu Fuß konnten wir eine Ecke abschneiden.

Viele Jahre gab es einem Mittagstisch bei der Schule, den man monatlich zahlte. Das war eigentlich eine gute Sache, da die Stunden bis in den frühen Nachmittag gingen. Viele Kinder hatten einen langen Heimweg, ich hatte es noch verhältnismäßig gut. Das Essen selber war grausig. Heute rieche ich noch die Fettwolke die uns im ersten Stock im Nachbarhaus entgegen schlug wenn es gebratene Wurstscheiben gab. Ein Standartnachtisch war Sagopudding mit Sauce. Der war zwar immer gleich, aber ich mochte ihn leiden.

Nach einiger Zeit hatte ich mich auch an diese Schule gewöhnt und Anschluß gefunden. Manchmal durfte ich eine Freundin nach Hause mitbringen, oder war eingeladen. Ich war viel mit Inge Beck zusammen. Sie ist auf den Tag so alt wie ich und hat auch einen "kleinen" Bruder, der sie oft, so wie meiner, sehr nervte. Wir verstanden uns bestens und waren viel zusammen. Auch später noch, doch dann zog sie, längst verheiratet, nach São Paulo, da schief unsere Beziehung langsam ein. Wir besuchten uns noch ein paar Mal und telephonierten zum Geburtstag, aber São Paulo ist eben doch erstaunlich weit von Rio entfernt.

Zu Geburtstagen lud man die halbe Klasse ein und wurde natürlich auch eingeladen. So ist einmal die ganze Gesellschaft, mit der Barke, nach Governador gefahren. Die Brücke wurde ja erst viel später gebaut. Auch in der Gavea haben wir Geburtstage gefeiert. Das waren die Kinder die wirklich weit weg wohnten. Eigentlich waren das mit die schönsten Einladungen, denn dort konnte man richtig spielen, da gab es richtige Gärten und nicht nur so Stadthäuser wie wir sie hatten. Doch war es auch wieder eigenartig wie befremdend einfach diese Mitschüler wohnten. In der Gavea war das Haus zwar bewachsen und sah nett aus, von innen war es auch richtig wohnlich, aber es war eigentlich nur eine Wellblechhütte. Die meisten wohnten in Copacabana und Ipanema in Einfamilienhäusern. Mehrfamilienhäuser gab es zwar, sie waren aber noch recht selten. Fast nie hatten sie mehr als drei Stockwerke. Damals gab es zwei Hochhäuser am Strand von Copacabana. Eins war das Palace Hotel und das andere stand am Posto 6. Ein wenig fassungslos war ich, als ich Vera Lenk besuchte, die mit ihren Eltern in anderthalb Zimmern in einer Pension lebte. Dagegen wohnte Erika von Doehn in einem wunderschönen Haus mit Garten am Strand von Ipanema.

Noch blieben wir Mädchen meist unter uns, doch hin und wieder war auch mal ein Junge dabei. An Hugo Wegenast erinnere ich mich, klein und frech, halb brasilianisch, ein lustiger, kleiner, lieber Clown. Irgendwie gehörte er einfach dazu. Etwas anderes waren die offenen oder heimlichen Schwärmereien die sich in der Klasse anbahnten, hier gingen Briefchen heimlich in den Stunden hin und her. In den Klassen saßen wir zwar zusammen, aber in den Pausen wurden wir streng getrennt. Im überdachten Gang zwischen den Höfen patrouillierte immer eine Aufsicht. Wir benutzten auch getrennte Treppen. Es war alles so harmlos, doch dadurch bekam es natürlich den Ruch des Verbotenen.

Eines Tages, ich muß etwa 12 gewesen sein, schob mir Alice, die neben mir saß einen Umschlag unter das aufgeschlagene Buch. Mit einem Blick hatte ich ein gemaltes Herzchen darauf gesehen, und ließ ihn bei nächster Gelegenheit in meiner Schultasche verschwinden. Ich hatte keine Ahnung wer der Absender sein könnte, war aber schrecklich aufgeregt. In der Schule konnte man so etwas nicht lesen, frühstens auf dem Heimweg, wenn keiner dabei war.

Der Inhalt entpuppte sich als ein rührendes, brasilianisches Liebesgedicht und der Absender war Herbert Totz. Ein großer etwas molliger Junge, ein wenig älter als wir, mit einer vollen braunen Tolle, die er wiederholt mit einer affektierten Bewegung des

Kopfes zurück warf. Nun bekam ich öfters kleine Zettelchen und Briefe. Alle verschwanden in meiner Tasche um später heimlich gelesen zu werden. Manchmal, wenn es garnicht anders ging, erst zu Hause ... auf dem Klo. Da konnte man sie auch sicher vernichten. Schließlich reklamierte er, da er keine Antworten bekam. So mußte ich also auch schreiben, doch so doll kann es nicht gewesen sein, denn eines Tages sagte Totz beim Rausgehen aus der Klasse zu mir, er habe mich an Werner Müller abgegeben, der wolle mich gerne haben.

Angehimmelt zu werden fand ich sehr schön, obwohl mir an Herbert eigentlich nicht viel lag, aber so wie eine Ware weitergegeben zu werden, das war eine Nummer zu viel. Ich war enttäuscht.

Eines Tages mußte Dr. Lages Netto kommen, denn ich hatte hohes Fieber. Ich fand es lustig wie das ganze Bett mit mir schaukelte. Es ging wie in der Achterbahn. Mama fand das nicht so komisch und der Arzt auch nicht. Ich hatte mir Pickel auf dem Oberarm aufgekratzt und mir dadurch eine massive Blutvergiftung geholt. Es war überhaupt nicht komisch, denn damals gab es noch kein Penicillin. Eine ganze Zeit kam Dr. Lages täglich und gab mir irgendwelche Spritzen. Dazu bekam ich kalte Wickel und mußte ständig trinken. Nach ein paar Tagen stand das Zimmer und mein Bett wieder still. Doch auch danach mußte ich noch eine geraume Zeit im Bett bleiben.

Wenn mir die Zeit lang wurde, kannte ich ein sicheres Mittel Mama an mein Bett zu bekommen. Ich mußte sie nur fragen: "Wollen wir Schach spielen?" Dann kam sie immer. Das Spiel macht ihr richtig Spaß. Beide strengten wir uns an und versuchten zu gewinnen. Absolut keinen Spaß machte ihr später, während des Krieges, das abendliche Skatspiel. Sie machte wirklich nur mit.

Nach ein paar Jahren, es war wohl 1937 hatten wir "Heimaturlaub". Wieder habe ich die Schiffsreise restlos genossen. Es roch überall so gut, man konnte sich den Fahrtwind durch die Haare pusten lassen. Es gab ein Schwimmbad und Deckspiele, immer war irgend etwas los.

Die Grapefruit zum Frühstück war zwar recht bitter aber sie gehörte dazu. Herrlich die Bouillon um elf, todschick wenn man sie, eingewickelt in eine Decke, auf dem Deckstuhl im Freien einnehmen konnte. Dann fühlte man sich schon fast erwachsen. Zu den Mahlzeiten sorgte eine Drei-Mann-Kapelle im Hintergrund für Musik.

Manchmal spielte sie auch abends, dann wurde getanzt. Das Schiff war aus Buenos Aires gekommen, es waren eine Reihe Argentinier an Bord. Ein Paar, Vater und Tochter tanzten so hinreißend Tango, daß sich das Parkett leerte wenn sie kamen. Mann mußte einfach zuschauen, sie waren wie aus einem Guß.

In Deutschland erwartete uns Opis Vater am Pier. Er wollte uns und seinen Sohn begrüßen. Ich erinnere mich an einen stattlichen weißhaarigen Herrn der uns zu winkte.

Dann ging es mit der Bahn im Schlafwagen weiter. Auf dieser Reise muß es gewesen sein, für mich unvergessen sah ich, als ich den Vorhang etwas anhub, eine ganz durchbrochene Kirchturmspitze in der Dämmerung vor einem schon hell werdenden Morgenhimmel stehen. Jahre später habe ich sie wieder gesehen, es war der Turm des Ulmer Münsters.

Die Nationalsozialisten hatten inzwischen mit Hitler die Regierung übernommen. In Oberach war alles wie immer. Nur das Kästchen mit dem Kleingeld war aus der Küche verschwunden, es gab keine Bettler mehr.

Doch in Rottach Egern war Einiges verändert. Viel öfter als sonst wurde geflaggt. Es wehten überall die roten Hakenkreuzfahnen. Wenn wir nach Egern zum Einkaufen radelten, dann standen dort oft Jungen und Mädels in Uniform mit ihren Sammelbüchsen. Gesammelt wurde für den Eintopfsonntag, oder auch für die Winterhilfe. Wir sammelten die Anstecknadeln die es als Beweis für die Spende gab. Immer wieder waren sie anders, auch wirklich hübsche waren dabei. Zu Hause steckten wir die Nadeln an ein langes Band und freuten uns wenn es immer voller wurde. Von dem sanften Zwang zum Kauf der Abzeichen merkten wir Kinder natürlich nichts.

Jobst konnte nun auch radeln. Wir fuhren an die Weißach und fühlten uns noch freier als früher.

Auf dem Weg dahin stand die kleine Kapelle Sie war in Erinnerung an die aus Oberach gefallenen Soldaten aus dem ersten Weltkrieg errichtet worden. Durch ein Gitter konnte man reinschauen. Da hingen neben den anderen Bildern auch die oval gerahmten, ein wenig vergilbten von Walter und Erich Zuckermandel in Uniform und Helm.

Ein Stückchen weiter kam man an dem Hof von Lenis Eltern vorbei. So ein richtiger Bauernhof mit Kuhstall und Misthaufen. Auch sie hießen Strohschneider, wie fast alle in Oberach, sie waren wohl auch irgendwie alle verwandt. Wir kannten sie jedenfalls

alle.

Wenn die Weißach viel Wasser führte, zitterte der eiserne Steg neben dem Wehr, wenn wir die Räder auf die andere Seite schoben. Dort fuhren wir auf dem Deich flußaufwärts zur nächsten Brücke. Manchmal versuchten wir einen Damm zu bauen, Steine gab es ja genug im Flußbett, um das Wasser zu stauen. Sehr weit kamen wir nicht, das Wasser war immer viel zu kalt.

Ganz selten trafen wir einmal jemanden, meist gehörte die ganze Gegend uns allein. Wieso wir das durften ist mir bis heute eigentlich ein Rätsel. Sicher, wir waren zu zweit und auch vernünftig, aber trotzdem.

Wir schliefen im alten Zimmer im dritten Stock nach vorne raus. Manchmal hörten wir beim Einschlafen von ferne die Musik und das Stampfen aus dem "Glasel", dem Wirtshaus in Oberach. Einmal durften wir auch hin. Es war ein wunderschöner Anblick, die jungen Frauen trugen ihre Festtagstracht und die Männer Lederhosen. Auf einem Podium wurde getanzt. Wenn sich die Frauen drehten bauchten sich die weiten Röcke. Die Schürzen mit den breiten Spitzen flogen. In die kunstvoll mit silbernen Nadeln festgesteckten Brusttücher hatten sie vorne Blumen gesteckt. Es war gar nicht so leicht, diese Tücher zu falten und zu stecken, damit sie auch richtig die Schultern umrahmten. Nur wenige konnten das.

Außen herum drehten sich die Frauen, die Männer bildeten einen Kreis in der Mitte und dann ging es los. Um die Wette haben sie geschuhplattelt: mit Stampfen und mit Klatschen auf die eigenen Schenkel, mit juchzen und jodeln zeigten sie was sie konnten. Das war ein rechtes Gaudi! Kein Wunder, daß es bis in unser Schlafzimmer zu hören war.

In der Zwischenzeit war eine kleine Privatschule in das Fremdenhäuschen eingezogen. Nun konnte ich wenn ich mal die Zeit verbummelt hatte und drüben die Schulglocke schon bimmelte, unsere Treppe runter rennen, drüben die Holzstiege rauf eilen und kam trotzdem nicht zu spät.

Es war wieder eine andere Schule. Doch diesmal wußte ich, daß es nur für ein paar Monate sein würde. Eigentlich war das nicht so gut. In Wirklichkeit habe ich zwar die Aufgaben gemacht und die Stunden auch nicht geschwänzt, aber sonst war mir alles ganz egal.

Nur an die eine Unterrichtsstunde erinnere ich mich noch. Auf einem Stück Pappe wurde uns eine Zeichnung gezeigt, wir sollten sie uns gut einprägen. Wozu wurde nicht gesagt. Ich schaute mir die Zeichnung an. Eine Krone war es nicht, da waren

zwar ein paar Zacken aber ungleich und schief. Dann wurde die Pappe weggelegt und jeder von uns bekamen ein Blatt Papier. So, nun sollten wir zeichnen, was wir gesehen hatten. Das war erstaunlich schwierig. Waren es nun zwei oder drei Zacken gewesen? Schief war sie die Zeichnung, aber wo? Nun, die Anzahl der Zacken hatte dann bei den meisten gestimmt, doch der Rest war abenteuerlich, nicht nur bei mir.

Eines Tages kamen Opis Töchter, Sonja und Lilli, nach Oberach zu Besuch. Wir saßen im Erker des großen Eßzimmers und warteten auf das Mittagessen. Ich erinnere mich nur an eine Situation, die aber wohl recht typisch war. Sonja stand etwas hilflos neben ihrer Schwester, die mucksch mit beleidigtem Gesicht sich von uns abgewandt hatte. Lilli, zart und wunderhübsch war bezaubernd anzusehen, doch sympathisch fand ich nur Sonja.

Auch Tante Lippi mit ihrer Familie kam nach Tegernsee, als wir dort waren. Onkel Jan war vor einiger Zeit nach Sevilla versetzt worden. Seit vielen Jahren arbeitete er für "Osram". Nun also in Spanien. Sie blieben nicht lange. Sie wollten auch noch Onkel Jans Verwandte in Holland besuchen.

An einem schönen Morgen liefen wir alle zusammen nach Rottach. Es war Sommer und warm. Weder Mantel noch Hut war nötig. Doch Ellinor, ein paar Jahre jünger als ich, hatte eine "Baskenmütze" auf. Das fand ich schon albern, aber schließlich warum nicht. Doch als sie die Mütze dann auch noch alle paar Schritte neu schief setzen mußte, da platzte mir der Kragen. Von da an fand ich sie einfach albern und affektiert. Das konnte sie auch später nicht wieder ganz gut machen.

Als die Kälte kam und es Winter wurde brachte Floßmann die Doppelfenster an. Wir packten Moos aus dem Wald dazwischen, das sah gut aus und damit zog es auch weniger.

Später als es schon geschneit und gefroren hatte, versuchte ich in Mamas Schlittschuhstiefeln, mit einem Paar dicken Socken passten sie mir, auf der vereisten Pfütze am Fuße des Wallbergs zu laufen. Auch Skier in der richtigen Größe fanden wir im Schuppen. Doch ich war viel zu ängstlich und brachte es nicht weit. Rodeln ging da schon besser. Die Wiese am Wallberg war zugeschneit und glatt gerodelt. Da war immer Betrieb.

Dann kam Weihnachten. Wir hatten schon eine ganze Zeit gebastelt und Geschenke vorbereitet. Mama bekam von mir ein rundgehäkeltes Täschchen für ihr Monokel.

Oma einen Untersatz aus Perlen. An die anderen Sachen kann ich mich nicht mehr erinnern, auf alle Fälle waren sie alle selber gemacht. Dann kam der große Augenblick, wir hatten gesungen und das Glöckchen hatte gebimmelt. Die Tür zum Salon ging auf. Als erstes sah man nur die brennenden Kerzen am Weihnachtsbaum. Daneben, auf Omas Nähtischchen fand ich, wie immer meinen Gabentisch. Am meisten freute ich mich über das neue Buch. "Herzblättchens Zeitvertreib" war dick und voller Geschichten. Doch irgendwie störte mich bald wieder der Raum. Auf dem Schrank standen ausgestopfte Vögel, sie waren mir unangenehm und widerlich. Oma erzählte uns, daß man sie Peppel geschenkt habe, woher die seltenen Tiere gekommen waren und wie sie hießen. Sicher blieben sie dort, weil sie immer dort gestanden, wohl auch zu der Zeit als der Raum noch belebt und benutzt wurde.

Ein paar Tage später brachte Mama Jobst und mich nach Egern zum "Hotel Bachmeier". Dort warteten Vati und seine zweite Frau auf uns. Sie wollten uns auch ein Weihnachten richten. In einem extra Raum im Hotel lagen die "Gaben" in einer Ecke auf einem Tisch. Jobst bekam eine Eisenbahn. Ich glaube ich bekam auch eine Armbanduhr. Für mein Gefühl war alles viel zu viel und viel zu teuer. Es war mir einfach peinlich. Aber geniert habe ich mich für meinen Vater. In Rio hätte ich gerne einen Brief von ihm bekommen, der nie kam. Diese für mich unmotivierte Überschüttung war einfach unangenehm.

Wenige Wochen später wurde ich nach München gebracht. Ich traf Vati, der diesmal alleine war. Er nahm mich in eine Vorlesung mit, die er über Kunstfaser und deren Kräuselung hielt. Er zeigte verschiedene Variationen der Spindel und ihrer Anwendung, die er zum Patent angemeldet hatte. Dies Patent hat er später für viel Geld an Dupont verkauft. Zur Demonstration hatte er auch ein paar Meter von einem blauen Stoff aus Viskose mitgebracht. Er wirkte wie eine leichte Wolle, war aber ganz aus Holzfasern gemacht. Nach der Vorlesung bekam ich ihn geschenkt. In Rio wurde später ein Kleid daraus. Es war jahrelang nicht kaputt zu kriegen, nur die Farbe ist etwas verblaßt. Schließlich bin ich dann rausgewachsen.

Abends saßen wir in einem großen Salon unten im Hotel. Ganz sicher war ich das einzige Kind.

Der Professor hatte die Angewohnheit, wenn er in einer anderen Stadt war, die Telephonbücher nach Ubbelohdes durchzusehen. Hier in München war er auf "Ubbelohde Döring" gestoßen. Und nun hatte er sich mit ihm für den Abend verabredet. Es stellte sich heraus, daß er der angenommene Sohn eines entfernten

Vetters war. Er war wohl länger in Süd Amerika gewesen und hatte ein Buch über die Inkas geschrieben. Seine Erzählungen fand ich fast so interessant wie die ersten lachsfarbenen, seidenen Strümpfe die ich zur Feier des Tages bekommen hatte. Ich war sicher, daß jeder sie sehen mußte, sie waren soo schön.

In dieser Zeit fuhr Mama auch einmal mit mir nach Kaiserslautern. Stolz und selig saß ich abends in der Oper. Unser Onkel Paul sang auf der Bühne im "Land des Lächelns" den Heldenenor. Im ersten und im zweiten Weltkrieg war er Offizier doch dazwischen hat er an mehreren Bühnen in Operetten gesungen. Er hatte zwar keine besonders große Stimme, war aber sein Leben lang unwahrscheinlich charmant gewesen. Jedenfalls hatte er großen Erfolg. Am Ende der Vorstellung brachte man ihm einen Haufen Blumen auf die Bühne. Seine Partnerin wurde nicht so verwöhnt, was ich einmal wieder peinlich fand.

Auf der Rückreise nach Rio machten wir Station in Mannheim. Dort lebte ein großer Teil von Omas Verwandten.

Wir besuchten ihre Schwester Anna Benkieser, eine feine alte Dame, sie hatte eine wunderschöne, gepflegte Wohnung. Vorhänge, Teppiche und Möbel alles paßte zusammen.

Das silberne Augsburger-Fadenmuster-Besteck mit dem "A B" Monogramm das ich von Mama bekam und das nun bei Inga ist, stammt von ihr.

Auch ihre Tochter "s'Lorle" Selb, hatte traumhafte Boulle-Komoden. Die reichen Intarsien haben mich tief beeindruckt und begeistert. Ich konnte mich kaum von dem schönen Anblick trennen. Ihr Sohn Hans machte auf mich einen intelligenten aber verzogenen Eindruck. Doch vielleicht hat er mich ja auch nur geneckt und das hat mich geärgert?

Doch richtig lustig ging es bei Omas Schwester Lore Hohnemser zu. Alle waren gekommen. Da wurde an einer großen Tafel Kaffee getrunken, gelacht und erzählt. Die beiden heranwachsenden Enkelinnen Annelies und Lieselotte liefen um den Tisch und schenkten nach und sorgten dafür, daß auch reichlich Kuchen gegessen wurde. Dabei erinnerte sich die Mutter Annelies: Als sie noch ein junges Mädchen war hatte sie so wie nun ihre Töchter reihum den Kaffee eingeschenkt. Als sie zu ihrem späteren Mann kam, bat der sie: "Bitte nur eine halbe Tasse". Sie schenkte ein und er bekam seine halbe Tasse. Als sie längst verheiratet waren erzählte er ihr, daß er sich

damals gesagt hätte, das ist eine vernünftige Person, die will ich mir einmal etwas näher ansehen. Aus dem "näher ansehen" war eine sehr glückliche Ehe geworden. So konnte sie ihm ruhig erzählen, in der Kanne war nur mehr der kleine Rest, sonst hätte er bestimmt eine volle Tasse bekommen.

Später, viel später wurde mir klar, daß ihnen allen wohl doch nicht nur zum Lachen war. Die beiden Schwestern von Oma hatten jüdische Männer geheiratet, die allerdings schon verstorben waren. Auch wußten wir damals nicht, daß selbst Annelies und Lieselotte, die nur zu einem viertel jüdisch waren Probleme bei ihrer Ausbildung bekommen würden.

Auf dem Schiff verliebte ich mich Hals über Kopf in den 4. Schiffsoffizier. Unterwegs standen wir lange zusammen auf der Kommandobrücke und unterhielten uns, wenn er seine vierstündigen Wachen ging. Ich war selig. Er zeigte mir alle seine Instrumente. Am meisten bewunderte ich seine Staupläne. Als Ladeoffizier hatte er dafür zu sorgen, daß das Gewicht der Fracht harmonisch verteilt wurde und auch nicht die Ladung die zuerst gelöscht werden sollte zu unterst lag. Im Hafen war er Tag und Nacht im Dienst und wurde von mir bestaunt und bewundert, wie man das überhaupt aushalten konnte. Wenn wir dann wieder unterwegs waren, durfte ich ihn bedauern wenn wir zusammen im Ausguck standen und er mir erzählte wie alles gelaufen war. In Rio kam dann ein trauriger Abschied. Doch lange träumte ich noch von ihm. Ich glaube wir schrieben uns auch noch ein paar Briefe.

In den nächsten Jahren mauserte ich mich vom Kind zum jungen Mädchen. Die Kindheit war eindeutig vorbei, doch erwachsen war ich auch noch nicht. Irgendwie gehörte ich nirgends so recht dazu. Ich versuchte selbständig zu sein, fühlte mich aber abhängig, alles war so fließend und wage. Ich war nicht unglücklich, doch mir fehlte ein wirkliches Ziel. Mit der Zeit wuchs natürlich nicht nur die Selbständigkeit, sondern auch die Gedanken wurden mehr, die man sich über das Leben und die anderen Menschen machte.

Im Gegensatz zu Jobst kam ich auch mit dem Stiefvater gut aus. Für mich war er einfach krank, wenn er seine Launen hatte. Sie gehörten einfach zu den Dingen, mit denen ich fertig werden mußte. Ihn zu verstehen war für mich leichter als die Ruhe und Geduld meiner Mutter zu begreifen.

Später war ich mir ganz sicher, diese Zeit möchte ich nicht noch einmal erleben.

So manches Schuljahr lag noch vor mir. Ich war nicht besonderes gut, nur in

Mathematik und Geometrie waren Werner Müller und ich die einzigen die einen wirklichen Durchblick hatten. Eines Tages erschien ein neu aus Deutschland angekommener Mathelehrer in unserer Klasse. Dr. Zinke jung, schlank und wortkarg trug Knickerbocker. Das war in unseren Augen für Brasilien einfach unmöglich. Doch irgendwie gelang es ihm dann doch sich Respekt zu verschaffen. Die komischen Hosen hat er allerdings nie wieder in die Schule angezogen. Wenn ich aufstand und mit ihm diskutierte, legte sich die Klasse regelmäßig zurück und fühlte sich "in Pause". Eines Tages zeichnete er uns eine etwas kompliziertere geometrische Konstruktion an die Tafel. Als Nachsatz stellte er fest: " Das ist die einzig mögliche Lösung." Als ich mir das anschaute dachte ich im Stillen, das kann nicht sein. Drei, vier Tage habe ich gebraucht, meine rührende Mutter lies mich beim Essen aufstehen wenn mir wieder etwas Neues dazu eingefallen war. Ich mußte es zeichnen und prüfen. Doch dann war es so weit. "Dr. Zinke, es gibt noch eine andere Lösung!" Die Klasse rutschte mit erleichtertem Seufzer etwas tiefer in die Bänken und wir diskutierten einmal wieder. Weiß Gott nicht immer, aber diesmal hatte ich recht.

Die Sprachen habe ich zwar immer geschafft, war aber nie ein besonderes Licht. Auch fehlte mir im Portugiesischen der große Wortschatz der eigentlich verlangt wurde. Dr. Müller, unser Englischlehrer fuhr mich einmal an: wenn ich nur halb so viel für die englische Stunde lernen würde wie ich es für Mathematik täte, dann könnte bestimmt noch etwas aus mir werden. Da konnte ich ihm mit ruhigem Gewissen erzählen: Englisch mache ich immer zu Hause, Mathe meist erst in der Straßenbahn. Ob nach dem Gespräch die Leistungen besser wurden, weiß ich nicht, die Noten wurden es auf jeden Fall.

Die Zeichenstunden, die machten mir Spaß. Im großen Zeichensaal wirkte Herr Prast. Ich glaube nicht, daß er besonders genial war, doch er gab sich viel Mühe mit uns und mit mir besonders. Alle möglichen Techniken wurden ausprobiert. Wir bekamen Aufgaben gestellt, dann lies er uns aber frei arbeiten. Auch zu Hause habe ich viel gezeichnet. Ganz verliebt war ich in die schönen hölzernen, geschnitzten Leuchter die bei uns im Wohnzimmer standen. Es machte mir einen riesen Spaß sie auf das Papier zu bekommen.

Langeweile kannte ich nicht, immer hatte ich etwas was mich intensiv beschäftigte. Und wenn ich wirklich etwas wollte dann gelang es mir auch.

Die Schule war eigentlich erstaunlich gut. Natürlich konnten auch bei uns einige Lehrer besser und andere weniger gut mit den Klassen umgehen. Unser

Biologielehrer, war eigentlich ein armes Schwein. Er war zu klein geraten und sprach einen bayrischen Dialekt. Wenn ich vor ihm stand knickte ich immer ein bißchen in den Knien ein, weil ich merkte wie unangenehm es ihm war wenn ich ihn von oben anschaute. Vanda, sie saß ein paar Bänke vor mir, sprach zu Hause nur portugiesisch und hatte manchmal Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Als wir über verschiedenen Blumen sprachen, bekamen wir einen Text ins Heft diktierte. Die unglückliche Vanda schrieb "Thalie" an stelle von "Dhalie". Der Aufstand als der Lehrer das entdeckte war ungerecht, da er selber so unsicher war, dachte er sofort es sei eine Viecherei. Er hatte Unrecht, man mußte es wirklich wissen, bei ihm klang "D" wie "T" und umgekehrt.

Einer unserer besten Lehrer war der Geschichtslehrer Moosbauer. Wenn er vorne neben seinem Pult stehend uns von Griechen und Römern erzählte, dann wurde er fast zu den Personen seiner Geschichten. Er hatte die Gabe, das was er uns vermitteln wollte lebendig zu machen.

Viele Jahre inszenierte er auch Theaterstücke mit den beiden oberen Klassen. Die Nibelungen brachte er auf die Bühne. Die brünette Brunhilde wurde von Wera Stoltz gespielt, die Blonde Kriemhild von Irmgard. Die beiden hühnenhaften Schwestern passten sicher großartig in diese Rollen. Der Streit vor der Kirchentür war wirklich beeindruckend.

Das andere Stück an das ich mich erinnere war "Zwerg Nase". Rolf Schneider spielte die Hauptrolle. Das war ein glücklicher Griff. Er war wirklich begabt, später wurde er Schauspieler. Vor ein paar Monaten sah ich ihn in einem Film im Fernsehen, doch als Zwerg Nase, ich war damals 14 oder 15, da hatte er mir einen viel größeren Eindruck gemacht.

Der Mutter von Gisela Gies, einer Klassenkollegin von uns gehörte eine Fazenda bei Pati dos Alferes. Sie lag in einem weiten Tal umgeben von sanften Grashügeln. Der Landschaft nach muß es in Minas gewesen sein. Ich kann es im Atlas nicht finden. Mit bescheidenen aber zweckmäßigen Umbauten hatte Frau Gies die vorhandenen Gebäude zu einem Landschulheim umgebaut. Zur Sklavenzeit war es eine Kammfabrik gewesen. Da wurden aus Rinderhörnern Kämmen gesägt. Das alte Fazendahaus hatte sie erhalten, die große Küche kochte nun auch für uns. Nur die Nebengebäude waren in Schlaf- und Aufenthaltsräume umgewandelt worden.

Die Fazenda hatte auch eigene Pferde, die wir gegen geringes Entgelt reiten konnten.

Es waren zwar nur Cabocloperde, die meisten waren Paßgänger. Das war die Gangart der Landbevölkerung. Mit gestreckten Beinen saßen sie ruhig auf den Pferden und ließen sich nur in den Hüften rütteln. Ich mochte das nicht. Meist schaffte ich es auch ein Pferd mit einen englischen Sattel zu bekommen, auf dem man auch traben konnte.

Jede Klasse, bis auf die untersten, konnten einmal im Jahr dort oben 14 Tage verbringen. Das war eine wirklich tolle Sache. Wir freuten uns immer schon lange darauf. Wenn es dann wieder so weit war, trafen wir uns früh morgens an der Bahnstation der "Leopoldina". Seit der Zeit der Königin Leopoldina tuckert die Eisenbahn von hier quer durch Minas. Wir fuhren mit unserem langjährigen Klassenlehrer Alderath. Wir mochten ihn eigentlich nicht sehr, er hatte Lieblingsschüler und gab oft so schrecklich an. Doch man muß es ihm lassen, er hat es trotzdem geschafft aus der Klasse mit nicht ganz 40 Schülern eine Gemeinschaft zu machen.

Pati war nur ein Nest, ein paar Häuser um den Platz am Bahnhof, die Straßen roter Lehm. Zu Fuß ging es weiter, der Pferdewagen reichte nur für unser Gepäck.

Auf der Fazenda wartete eine Hausdame, die auf uns Mädchen aufpassen sollte. Sie war nicht mehr jung und mit uns eindeutig überfordert. Mehrmals am Tag wurden wir Mädchen gezählt. Vor dem Essen, nach dem Waschen immer wieder mußten wir uns in Zweierreihen aufstellen damit sie sehen konnte ob auch kein Schäfchen fehlte. Abends wurden die belegten Betten kontrolliert. Als wir schließlich reklamierten wir seien doch keine Babys mehr, kam prompt die Antwort: "Eben, ihr seit schon zu alt". Aber wie das so ist, wenn wir wirklich wollten sind wir ihr natürlich trotzdem entwischt. Morgens nüchtern war Frühsport angesagt. Dauerlauf ums Rondell vor unserem Schlafsaal. Gleich am ersten Morgen wurde mir dabei schlecht. Wie ein nasser Sack blieb ich auf dem Rasen sitzen. Danach nahm ich immer heimlich ein Brötchen mit ins Bett um nicht nüchtern antreten zu müssen.

Nach dem Frühstück gab es ein paar Schulstunden, die wurden aber nicht sehr ernst genommen. Nur ein Jahr habe ich wirklich gelitten. Jeden Morgen und stundenlang wurde das große Einmaleins geübt. Das hab ich nie gelernt. Danach ging es auf den Sportplatz oder ans Schwimmbecken. Es lag etwas höher am Hang zwischen alten Maulbeerbäumen. Die waren so groß, daß man reinklettern und so lange von den Früchten futtern konnte bis man genug hatte.

In Grenzen konnten wir uns auch frei im Gelände bewegen. Auf dem Sítio gab es

einen reiherartigen "Schlangenvogel" der angeblich Schlangen fraß. Ein Wunder, daß sie nicht schon vor seinem markerschütternden Schrei geflohen waren. Schlangen gab es allerdings genug, man mußte sich immer vorsehen, wenn man durch Gras lief. Nach dem Essen war es oft gemütlich. Meist saßen wir im Garten in verschiedenen Gruppen. Wir saßen zusammen und lasen oder ich zeichnete. Ein paar ganz gelungene Bleistiftzeichnungen von Inge und Vera habe ich dabei gemacht. Manches Mal habe ich mich geärgert, daß immer sofort Stille war wenn ich dazu kam, wenn sie gerade dabei waren einen schlechten Witz zu erzählen. Aber das war so. Später, sehr viel später hinderte meine Anwesenheit den Deutschen Botschafter Dr. Öllers offensichtlich nicht mehr daran. Wir saßen uns bei einem gepflegten Abendessen am Tisch gegenüber, da mußte er seine Zote loswerden. Da war ich allerdings sprachlos, nicht über den Witz, sondern über den Botschafter.

Als wir das letzte Mal auf der Fazenda waren ist etwas eigenartiges passiert. Zu der Zeit verwaltete das Ehepaar Evelbauer den Besitz. Frau Evelbauer kam eines Tages zu mir und sagte: "Es ist zu komisch immer wenn ich dich sehe muß ich an das Mädchen unter dem Apfelbaum denken". Ich dachte ich höre nicht recht. "Vom Maler Zumbusch?" "Ja, die Größere, die linke". Sie kannte bestimmt nur eine Reproduktion. Das Bild hat Oberach erst nach dem zweiten Weltkrieg und auch nur für ganz kurze Zeit verlassen. Jobst es kurz darauf vom Händler in München wieder zurück gekauft. Das größere Mädchen auf dem Bild ist meine Mutter mit etwa acht Jahren, die kleinere Tante Lippi. Frau Evelbauer konnte das nicht wissen.

Spaß machten auch die Vorbereitungen zum Bunten Abend. Er wurde dann sehr brav, aber auch nicht mehr. Wir organisierten einen für die Jungen und die revangierten sich ein paar Tage später, improvisiert und sehr viel besser. Ihr Abend stand und fiel mit Edgar Spyrie, einem Schweizer. Er war der geborene Komiker. Es genügte schon wenn er einmal über die Bühne lief, die Zuschauer bogen sich vor Lachen. Es machte ihm selber einen heiden Spaß, er wußte, daß er gut war, das riß die anderen mit.

In einer Mondnacht machten wir eine Wanderung. Anfangs war es noch lau, das weiche Licht lag über den Tälern, das Zitronengras duftete die eigenartige Stimmung übertrug sich auf uns. Am Ziel unserer Wanderung wollten wir ein Lagerfeuer machen. Das war gut, denn hier im Hochland wurde es nachts doch recht kühl. Eine Mula hatten wir auch dabei, sie trug die Mäntel und Jacken und den Imbiß. Nachmittags hatten man sich noch über meinen Wintermantel amüsiert, nun

kuschelten wir uns zu dritt da rein. Wir saßen rings ums Feuer, schauten hinein und sangen ein wenig, einer spielte auf der Gitarre. Alderath gelang es eine ruhige gelöste Stimmung zu schaffen. Es war ein richtiges Erlebnis. Müde aber sehr zufrieden waren wir vor Morgengrauen wieder zurück.

Jobstens Klasse war auch mindestens einmal oben im Landschulheim. Als er das letzte Mal abends zurückkommen sollte war große Aufregung. An genau dem Tag war Brasilien in den Krieg gegen Deutschland eingetreten. Mama wollte auf keinen Fall, daß Opi an den Bahnhof führe um den Jungen abzuholen. Sie bestellte sich ein Taxi, das wir kannten. Als er hörte was sie vor hatte: an die Bahn zu fahren um einen Haufen "blonder" Kinder zu treffen, da weigerte er sich sie mitzunehmen. Da Jobst ihn aber nicht kannte und auf keinen Fall in ein fremdes Auto steigen würde, sollte ich mitfahren. Einem jungen Mädchen würde man schon nichts tun. Es war ganz schön aufregend, der Mann hatte uns richtig Angst gemacht. In Wirklichkeit ist dann den vielen "blonden" Kindern nichts passiert. Auch wir sind unbehelligt nach Hause gekommen.

Am Anfang ihrer Ehe gingen die Eltern oft abends aus. Wir bewunderten Mama immer sehr wenn sie ein langes Kleid anzog und Schmuck anlegte, dann sah sie so strahlend schön aus. Wenn es warm war, zog Opi sein weißes Dinnerjacket an. Die Aufregung um steife Hemden und Kragenknöpfe war auch schon damals, wie später bei uns, immer die gleiche. Doch wenn sie dann fertig waren bestaunten wir das schöne Paar.

Im Laufe der Zeit wurden die Abendeinladungen bei uns immer weniger. Opi fing an regelmäßig Kopfschmerzen zu bekommen, wenn Besuch drohte. Er hatte sie wirklich, die Tränen liefen ihm oft über die Wangen. Sie waren rein psychisch, sie kamen auf Kommando. Auch die Einladungen bei ihren Freunden wurden immer weniger, bis sie ganz aufhörten, da sie immer öfter absagten.

Eine zeitlang lud Mama noch zum Tee Besuch ein, doch auch das wurde immer weniger.

Opi liebte seine Frau, ganz bestimmt abgöttisch, doch seine Eifersucht war mindestens genau so groß. Er konnte es einfach nicht vertragen wenn sie sich mit anderen beschäftigte und nicht mit ihm. Daher auch der ständige Unfriede wegen Jobst.

Noch einmal war Mama monatelang leidend. Sie lag viel, kam praktisch nicht aus

ihrem Zimmer. Eine ganze Zeitlang führte ich den Haushalt. Wir hatten zwar zwei Mädchen, ich mußte nicht kochen und auch nicht sauber machen, aber doch dafür sorgen, daß alles seine Ordnung hatte. Auch die Einkäufe in der Stadt blieben mir überlassen. Das ging eine ganze Zeit. Trotz der zusätzlichen Arbeit machte es mir richtig Spaß, wenn alles klappte und richtig lief und nichts fehlte. Doch eines Tages kam ich aus der Schule nach Hause und entdeckte, daß meine Mutter wieder aktiv geworden war und meinen Essensplan umgeworfen hatte. Damit war der Spaß für mich vorbei. Von da an kümmerte ich mich nur noch ungerne und tat es auch bald überhaupt nicht mehr. Mama übernahm wieder und ich ging in die Schule und kümmerte mich um meine Sachen.

1938 oder Anfang 39 bedrängte mich eine nett aussehende blonde, Dora Wiedemann, doch mitzumachen. Ich sei doch Reichsdeutsche, ein Kreis junger Mädchen trafe sich nachmittags nach der Schule. Schließlich gab ich nach. Man traf sich in einem Raum, saß um einen großen Tisch, sang Lieder und machte Handarbeiten oder bekam vorgelesen. Dora war mit viel Begeisterung dabei, ich fand es gräßlich. Die Jubelatmosphäre und das organisierte Zusammensein war mir zuwider. Meine Abneigung hatte nichts mit Politik zu tun. Was wir damals aus Deutschland hörten war, nach den schrecklichen Jahren, alles nur positiv. Ich war froh als die Zusammenkünfte aufhörte. Doch so weit hatte ich dies BDM Treffen verdrängt, daß mir Doras Name fast nicht mehr eingefallen wäre.

In der Zeit trugen wir auch Schuluniform. Viele Wochen lang übte die ganze Schule, im großen Pausenhof der Jungen immer wieder marschieren. Erst in Vierer- und dann in Achterreihen lernten wir sauber einzuschwenken. Zwei Jahre sind wir mit allen anderen Schulen am "Dia da Bandeira" angetreten. Von der Avenida Rio Branco marschierten wir die Rua Larga entlang, am Marineministerium vorbei bis zur Praça da Republica. Schlimm war die Warterei bis es endlich los ging. Ich glaube wir haben fast zwei Stunden nur rumgestanden. Dann lief aber vor uns eine Schule mit Kapelle, die flotte Marschmusik spielte, so war es für uns einfach den Gleichschritt zu halten. Zuschauer säumten die Straßen. An ein Kommentar erinnere ich mich: "Was ist denn das für eine Schule? Toll wie die einschwenken". Als Antwort kam die lakonische Antwort: "Sind ja auch die Deutschen".

Beim zweitenmal hatten meine späteren Schwägerinnen bereits Abitur gemacht oder die Schule schon verlassen. Damit war ich als größte Schülerin, Flügelmann der

Mädchen geworden. Kein guter Job. Alle reklamierten. Den größeren Mädchen machte ich zu kleine, den kleineren zu große Schritte.

Ein großer Teil unserer Klasse nahm in der "Germania", dem deutschen Klub, Tanzstunde. Für den Abschlußball bekam ich mein erstes langes Kleid. Es war sehr brav, hellblauer Organdy mit weißen Punkten und Rüschen am Ausschnitt. Gemietet war einen Saal im dritten Stock, doch die Musik hörte man im ganzen Haus. Erinnern kann ich mich nur noch an einen herrlichen, schwungvollen Walzer, mit wem weiß ich nicht mehr. Wir tanzten allein im großen leeren Hauptsaal eine Etage tiefer, die Musik kam von oben, der ganze Saal gehörte uns.

Danach luden wir uns reihum zu Tanzereien ein. Nun mischte sich die Gesellschaft auch etwas, es war nicht immer nur die Klasse.

Jahrelang hatten wir eine Hausschneiderin. Meine Kleider nähte sie alle. Auch das Lange zum Abtanzball hatte sie gemacht. Doch schließlich fand ich die Sachen langweilig und spießig. Eines Tages durfte ich mir einen grünen Baumwollstoff kaufen und versuchen daraus ein Kleid zu nähen. Zu meiner Überraschung gelang es. Nun bekam ich Mut und versuchte es immer öfter. An ein Kleid, das ich zur Tanzerei bei Helmuth Schneider zum ersten Mal anhatte erinnere ich mich noch gerne. Es war besonders gelungen. Die beiden goldenen Schlangen, die Inga jetzt als Brosche trägt, waren damals noch eine Gürtelschnalle. Der vordere glatte Rock, war hinten in ein paar großen Falten auf die Schnalle hin gerafft. Er war schlank, hatte aber trotzdem Weite. Man konnte herrlich damit tanzen. Richtig zuschneiden lernte ich aber erst nach der Schule, in einem Schneiderkurs bei der dicken Jüdin "Kahane".

Auch bei den Tanzereien gab es ein schreckliches "letztes Mal". Janette van Aght war Holländerin. Jahrelang gingen wir zusammen in die Schule, sie gehörte ganz selbstverständlich zu uns. Wir waren von ihr, Wochen vorher feierlich zu einer Tanzerei in den sehr noblen "Country Club" eingeladen worden. Als der Tag da war hörten wir im Radio, daß die Deutschen in der Nacht in Holland einmarschiert waren. Hin und her haben wir beraten: was tun? Einerseits wollten wir Janette zeigen, daß wir zusammen gehören, auf der anderen Seite blieb es eine blöde Situation, an dem Tag tanzen zu wollen. Auch sie hatte wohl aus ähnlichen Gründen nicht alles abgeblasen. Es war ein kurzer, ein schrecklicher Abend, alle fühlten sich unwohl und verlegen. Bald danach waren auch die Brasilianer im Krieg und die Tanzereien für uns zuerst einmal zu Ende.

Noch während der Schulzeit lernte ich Ljuba van Eyken kennen. Sie war eine begeisterte Fechterin, sie nahm mich mit in ihren Sportclub, sie wollte mir den Betrieb zeigen. Ich schaute einen Nachmittag zu, es gefiel mir.

Bald danach zog Ljuba mit ihrer Mutter in die Tijuca und wir sahen uns nur noch selten. Manchmal besuchten wir uns noch, aber zum Fechten ging sie nun in einen anderen Klub.

Obwohl der Einstieg recht mühsam ist, machte mir das Fechten großen Spaß. In den Klub mußte ich eintreten, das Training war dann gratis. Der Fechtmeister Neubert, war deutscher Abstammung, sprach aber nur portugiesisch. Er war altgedient und sehr gewissenhaft. Schlampige Haltung ließ er uns nicht durchgehen. Wochenlang und mehrmals die Woche wurden Angriff, Ausfall und Paraden geübt. Schließlich durften wir auch gegeneinander antreten.

Nach fast zwei Jahren mußte ich an einem Wettkampf für Anfängerinnen teilnehmen. Mit mehr Glück als Verstand macht ich einen 2. Platz von fünf oder sechs.

Es war eine ganz lustige, sehr unterschiedliche Gruppe die ich dort kennen lernte: Die deutsch-brasilianischen Geschwister Eva und ...Bübchen Pohl, den litauischen Bergführer Hamilkar und eine Engländerin deren Namen ich vergessen habe, die sehr still aber nett war.

Da war auch noch Maria Tereza, eine kleine Brasilianerin, mit ihr habe ich mich richtig angefreundet. Von uns Mädchen war sie die weitaus beste Fechterin. Sie war unwahrscheinlich fix, nur 1.56 Meter groß und furchtbar nett und interessiert. Nach dem Training gingen wir oft zusammen zur Straßenbahn. Um den Größenunterschied etwas auszugleichen, wir wollten uns ja unterhalten, lief ich meist im Rinnstein und sie auf dem Bürgersteig.

Von etwa einem halben Dutzend brasilianischer Fechter kamen eigentlich nur zwei regelmäßig: Paulo und Victor José.

Nach ein paar Wochen überredete mich Eva, doch einmal zum Segeln mit zu kommen. In Niteroi besaßen sie eine Olympiajolle. Als ich im Jachtclub ankam waren sie dabei die Jolle aufzutakeln. Wir segelten, alles war fremd, ich wagte nichts anzufassen, mich kaum zu rühren doch es war herrlich. Als sie meine Begeisterung sahen wurde ich gleich zum nächsten verlängerten Wochenende eingeladen. Es sollte für ein paar Tage, hinten in die Bucht und auf die Insel Governador gehen. Ich sagte begeistert zu und hoffte, daß Mama mir das erlauben würde.

Sie hat es mir erlaubt, es wurde eine denkwürdige Fahrt. Ich hatte mir einen

blauweißen Seesack genäht um nicht mit einem Koffer anzukommen. Er wurde mit Lob übernommen und im Bug verstaut. Ich kann es mir heute kaum mehr vorstellen, wir waren zu viert in der doch recht kleinen Jolle. Bübchen Pohl, Zeppelin Whörle, eine Brasilianerin und ich. Eva Pohl segelte mit ihrem Freund in einem Sharpie. Karl Heinz Böddner war auch von der Partie, er und seine Freunde kamen in einem Guanabara dazu. Das war das einzige größere, ein Kabinenboot.

Die Sonne schien, wir hatten Wind, es war einfach herrlich. Ich saß halb liegend im Boot und schaute zu wie die anderen Steuereten und die Segel trimmten. Einmal schaute Zepp zu mir runter und sagte: "Meine Güte, deine Beine hören ja überhaupt nicht mehr auf!"

In großen Schlägen ging es am Hafen vorbei, hinter in die Bucht. Eine ganze Zeit drohte der Regen und dann kam er auch. Wir beiden Frauen wurden in die Bilsch gelegt und mit einer Persennig zugedeckt, die beiden Männer segelten und wurden naß. In dem kleinen offenen Boot war ja auch nichts anders zu machen. Ölzeug wie wir es später hatten gab es noch nicht. Wir wurden zwar nicht von oben aber dafür von unten naß, natürlich sammelte sich der Gewitterguß im Boot. Doch es war warm, es war eben so.

Unser Ziel war ein Strand auf der Insel Governador. Dort stand einsam ein leeres, altes Haus. Einer hatte den Schlüssel dabei, wir durften es benutzen. Die Räume waren völlig leer, aber sauber. Es gab Wasser und ein WC, aber vor allem ein Dach über dem Kopf.

Tagsüber wurde gesegelt, soweit der Wind eben reichte, Motor hatte keines der Boote. Abends kamen wir wieder zurück. Karl Heinz ankerte mit seinem Boot vor dem Strand, die Jolle und das Sharpie wurden an Land gezogen.

Im Haus gab es kein Licht, wir hatten Petroleumlampen dabei. Auch einen kleinen Kocher hatten sie mitgebracht, um morgens den Kaffee zu kochen. Sonst gab es nur ein wenig Obst und belegte Brote.

Als Bübchen die großen Scheiben auf seinem, sicher sauberen, aber doch nackten Oberschenkel strich, war ich mir sicher, das würde ein anders Mal nicht mehr so gemacht.

Auch am nächsten Morgen war ich etwas schlauer. Wir hatten auf dem nackten Holzboden geschlafen. Es war nicht kalt, aber hart. Unter meinen Kopf hatte ich eine Jacke gerollt, doch egal wie rum ich lag, die Hüftknochen taten abscheulich weh. Später hatte ich immer zwei kleine Kissen aus meinem Puppenbett dabei. Sie mußten

ja so klein wie möglich sein, und in meinen Seesack passen. Doch auch damit schlief ich nie so fest wie Zepp der an einem Morgen noch den Abdruck vom Tau auf dem Rücken trug, auf dem er geschlafen hatte ohne es zu merken.

Ich hatte keinen festen Freund in der Gruppe. Trotzdem, oder gerade deswegen wurde ich immer wieder mitgenommen. Beim zweiten Mal organisierte ich wenigstens einmal am Tag ein warmes Essen für die ganze Gesellschaft. Das war gar nicht so schlimm, jeder mußte etwas mitbringen und abends haben wir dann gekocht. Zwei Boote hatten sowieso immer Kocher dabei, das war also kein Problem. Es dauerte nicht lange dann wurde gefragt: "Kommt Tibeta auch mit?" "Dann gibt es also ein warmes Essen!!"

Ich freute mich von einem verlängerten Wochenende aufs nächste. In den Booten habe ich fast nie gesteuert, ich konnte es auch nicht wirklich. Manchmal ließen sie mich an die Pinne, doch ich gab sie immer gerne wieder ab. Die Anderen konnten es so viel besser.

Aber dieses frei sein und das gleiten über das Wasser, es war einfach zu schön. Die Bucht war damals noch sauber, man konnte überall schwimmen, wenn es warm genug dazu war. Eine Reihe Inseln waren noch unbewohnt, die Öl- und Gasterminals gab es noch nicht, es war einfach idyllisch.

Nach einiger Zeit fing Bübchen an mich abends nach Hause zu bringen. Er war ein lieber ordentlicher Kerl. Da ich im Dunklen die Candido Mendes rauflaufen mußte um nach Hause zu kommen fand ich das prima. So kameradschaftlich wie ich mit allen umging rechnete ich einfach nicht damit, daß er mich plötzlich einen Abend in den Arm nehmen würde. Es tat mir so leid, aber es war nicht das, was ich wollte.

Erstaunlicher Weise ohne Übergang rief mich Karl Heinz an, ob ich Lust hätte an Karneval mitzukommen. Ich könne auch eine Freundin mitbringen. Inge Beck kam mit. Diesmal trafen sich alle auf Jurubaiba.

Es gibt ein herrlich, typisches Photo von uns. Drei Mädchen am Strand. Die junge Brasilianerin, wie zur Modenschau steht sie da, mit Schleife im Haar. Inge ist wie immer adrett in weißer Bluse und Shorts. Ja und ich sitze im Sand mit Waschhut, langer, weißer selbst genähter Hose und einem schlotternden Männerhemd. So ein bißchen wie eine weiße Vogelscheuche. Doch ich brauchte das um tagelang unter freiem Himmel in der Tropensonne ohne Sonnenbrand überleben zu können. Die anderen hatten sich daran gewöhnt, man akzeptierte mich auch so.

Diesmal schliefen wir im Boot, es hatte ja eine Kajüte. Inge lag mit mir zusammen in

einer Koje. Das war eng, aber es ging gerade noch. Die anderen brachten zum Teil Zelte mit, oder warfen eine Persenning über den Großbaum um trocken im Boot schlafen zu können. Wir machten am Strand ein Lagerfeuer, es wurde ein bißchen viel getrunken, aber sonst war es richtig nett. Nur Bübchen und ich gingen uns ein wenig aus dem Wege.

In Europa war der Krieg schon ausgebrochen als mich einmal Zepp mitnahm. Wir trafen uns wie immer in Niteroi im Jachtklub. Seine brasilianische Freundin sollte auch mit kommen. Diesmal wollten wir nach Paquetá. Als sie nicht erschien, war es Zepp in seiner lieben Schusseligkeit nicht ganz klar ob er sich in Niteroi oder in Paquetá mit ihr verabredet hatte. Also segelten wir los. Zepp klug und interessiert war ein guter Gesprächspartner. Wir hatten ja Zeit, er verlor ein wenig von seiner Zappeligkeit. Als Maria Ines auch in Paquetá nicht erschien, war für mich die Sache gelaufen. Zepp brachte mich zur Fähre, ich fuhr noch abends zurück nach Rio. Er fand es zwar schade, aber in Ordnung. Seine Freundin erschien erst am nächsten Tag. Auf der Barque hätte ich um ein Haar das Aussteigen in Rio verpaßt. Ich war vom langen Segeltag müde und fest eingeschlafen. Der etwas unsanfte Stoß beim anlegen weckte mich auf.

Später als ich, während des Krieges als Deutsche, nicht mehr nach Niteroi durfte holten mich die rührenden Kerle in Rio im Hafen ab. Ein paar der Inseln gehörte zum "Distrito Federal" in dem ich mich bewegen durfte. Damit ging es dann aber auch zu Ende. Die Gruppe fiel auseinander. Karl Heinz gab sein Boot ab.

Über zwölf Jahre habe ich danach nicht wieder gesegelt, erst als Hannes den "Tato" kaufte, kam ich wieder auf das Wasser.

Eine lange Zeit spielte die "Orquestra Sinfonica Brasileira", unter der Leitung eines emigrierten deutschen Dirigenten. Jeden Sonntag gab es ein Matinee-Konzert. Ich hatte ein Abonnement für die Galerie und ging regelmäßig hin. Es gab keine festen Plätze, man konnte sie sich aussuchen. Meist hockte ich im schmalen steilen Teil über den ersten Geigen, fast über dem Orchester. Es war ein toller Platz, jedes einzelne Instrument war zu hören. Nur wenn die Pauken dröhnten, dann zitterte der Balkon so, daß man fast Angst bekommen mußte. . Mit einer Symphonie, meist einer klassischen, fing es an. Viel Beethoven wurde gespielt, aber auch Modernes. Es war ein wirklicher Genuß.

Jobst hörte zu Hause viel und gerne Musik. Einmal kam ich in sein Zimmer, die Musik

spielte mit voller Lautstärke, er lag auf dem Boden, vor sich ein Blatt Papier auf das er seinen Eindruck der Töne malte. Das machte er oft, er setzte die Musik in Farbe und Form um. Die Musik war wie ein Wall den er um sich baute. So intensiv machte ich das nicht. Manchmal spielte ich mir die paar Platten vor, die wir im Grammophonschränkchen hatten: Ungarische Tänze und ein paar Lieder, doch viel war es nicht. Aber ich hatte meine Sonntagskonzerte, die ich sehr liebte.

Ich hatte wohl beim Fechten davon erzählt. Victor José fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm ein Violinenkonzert zu besuchen. Ein paar Tage später sollte es in unserem Klub stattfinden. Kurz vorher hatte er sich theatralisch, im Spaß vor mir hingekniet um mich zu beschwören doch auf keinen Fall meine schönen langen Haare abzuschneiden, was ich auch garnicht vorhatte. Das war ziemlich albern. Trotzdem ging ich mit ihm hin. Das Konzert, ein ganz junger Violinist spielte, war wirklich erstaunlich gut. Danach brachte er mich nach Hause. Nicht nur das eine Mal. Er war eigentlich der erste junge Mann mit dem ich mich wirklich unterhalten konnte. Sein Vater war Diplomat, er selber in Frankreich aufgewachsen. Er hatte Niveau und war hoch intelligent. Wir diskutierten und philosophierten, redeten über das Leben, die Liebe und natürlich auch über Politik. Auch er wollte wie sein Vater Diplomat werden. Es machte uns beiden einen riesen Spaß. Wir trafen uns hauptsächlich beim Fechten, einmal besuchten wir zusammen einen Tanztee, dabei haben wir aber kaum getanzt, sondern eigentlich nur geredet.

Es war für mich ein neues Erlebnis. Die Gedankengänge und Überlegungen dieses Brasilianers beschäftigten mich. Doch je länger wir uns unterhielten, um so klarer wurde mir, daß er trotz europäischer Erziehung eine völlig andere Mentalität besaß. Wir hatte oft ähnliche Schlußfolgerungen, doch seinen Weg da hin zu kommen, konnte ich oft nicht nachvollziehen. Das war eine Herausforderung für mich, doch für ihn war es auf die Dauer nicht das richtige. Er suchte eine "Namorada" und dafür taugte ich nicht. Er fand eine andere und ich sackte in ein tiefes, tiefes Loch.

Aber ich war nicht nur im Jachtklub und auf dem Wasser, auch Bergtouren wurden immer wieder organisiert. Hamilkar hatte sich angeboten, wenn wir einmal in die Berge wollten, er sei diplomierter Bergführer vom "Centro Escursioniste Brasileiro". Im Orgelgebirge und auch in den Bergen um Rio kenne er sich aus, es mache ihm Spaß er käme gerne mit. Eigentlich wollte er uns ja auf den "Dedo de Deus", den

"Finger Gottes" bringen. Doch das war mir eindeutig eine Nummer zu viel. Selbst wenn der größte Teil "ganz leicht" ist, bleibt bestimmt noch reichlich Abgrund zu überwinden um auf die Fingerspitze zu kommen.

An einem Wochenende, es hatte geregnet, aber wir waren sicher es würde am nächsten Tag wieder die Sonne scheinen, brachen wir sechs Mann hoch nach Teresópolis auf. Wir wollten auf den "Nariz do Frade" steigen. Mit der Bahn ging es nach Teresópolis. Nachmittags liefen wir ein paar Stunden durch einen feuchten Wald bergan. Es war ganz schön anstrengend aber lohnend. Übernachtet wurde in einer Höhle. Decken hatten wir über unsere Rucksäcke geschnallt mitgenommen, denn nachts ist es kalt dort oben. Hamilkar machte ein Feuer, doch bald wickelten wir uns ein und versuchten zu schlafen. Der erdige Boden war lange nicht so hart wie das Holzparkett in Governador. Ganz dicht kuschelten Inge und ich uns zusammen, als es in der Tiefe der Höhle immer wieder raschelte. Wir hofften, daß es keine Schlangen wären. So besonders viel wurde nicht aus unserem Schlaf, obwohl Hamilkar das Feuer nicht ausgehen lies.

Früh am nächsten Morgen ging es weiter. Vorbei an einer Schutzhütte die aber nicht in Betrieb war. Um auf die Warze des Mönchs zu kommen wurden wir noch durch einen Kamin geschleust. Der hatte für uns Anfänger, allerdings weitgehend eine Leiter aus Stahlseilen. Trotzdem seilte Hamilkar uns an. Das war auch gut so denn sehr vertrauenerweckend war die Steighilfe nicht. Es fehlten immer wieder Stücke die offensichtlich verrottet waren.

Schon unterwegs hatten wir ein paar Ausblicke, doch oben war es dann überwältigend schön. Unten lag im Morgenlicht die Guanabara Bucht mit Caxias und ganz hinten vor dem Zuckerhut und dem Corcovado die Stadt Rio, neben uns im großen Bogen das Orgelgebirge. Am Tag vorher hatte es noch geregnet, nun hatten wir eine klare Sicht.

Lange konnten wir nicht bleiben, denn nachmittags mußten wir den Zug im Alto wieder erreichen.

Über die Jahre haben wir noch viele Bergtouren gemacht. Meist waren es Wanderungen doch einige Klettertouren waren auch dabei. Hamilkar war immer bereit mitzukommen. Manchmal brachte er jemand mit, auch meine Leute wechselten. Einmal war der Ornithologe Dr. Sieck dabei. In der Tijuca machte er uns plötzlich ein Zeichen. Wir sollten still stehen bleiben und ruhig sein. Sieck horchte einen Augenblick, dann fing er an zu pfeifen. ein Vogel gab ihm Antwort. Ein weiterer

Pfiff und auf der anderen Seite kam die Antwort. Am Pfiff erkannte er die Vögel, wußte genau welcher Art sie angehörten.

Diese ganzen Ausflüge machte Jobst natürlich nicht mit. Der Altersunterschied war zu groß. Er hatte seine eigenen Freunde. Nur die verschiedenen Sommerferien die verbrachten wir natürlich gemeinsam. So ganz bringe ich sie nicht mehr zusammen, doch an einige erinnere ich mich noch sehr genau.

Ein Jahr hatten wir uns bei Wally Münz in Teresópolis eingemietet. Der kleine Bungalow lag in einem tropischen Garten, dort wuchsen zauberhafte Gloxinien in allen Farben. Mein Versuch sie in Öl zu malen scheiterte, die pelzigen, weichen Blüten wollten mir nicht gelingen.

Mittags lag ich immer nach dem Essen auf einem Liegestuhl unter den Apfelsienbäumen und las. Einmal war ich eingeschlafen und merkte nicht wie die Sonne gewandert war. Als ich zurück ins Haus wollte, war mir nicht nur entsetzlich schlecht, sondern ich konnte auch nicht richtig sehen und war völlig taumelig. Abends hatte ich hohes Fieber und Kopfschmerzen.

Am nächsten Morgen tanzte eine "süße kleine Maus" über meinen Frisiertisch. Einen Augenblick war ich im Zweifel, doch es war nicht der Sonnenstich, sondern wirklich eine Maus. Mama hat sie später in der Falle gefangen.

Von Staa's hatten ein paar Häuser weiter gemietet. Manchmal holten sie mich als Babysitter. Ich war wohl etwa 13 und sollte auf die drei Kleinen aufpassen. Zwei von ihnen waren kein Problem, doch einer kostete meine ganze Kraft. Aber irgendwie hat es mir doch Spaß gemacht. Einen selbstgedrehten Jacarandáteller den ich einmal dafür bekam steht heute, nach fast 60 Jahren, immer noch auf meinem Telephontisch. Auch eine Dose aus Schildpatt stammt daher. Hermann hat sie mir vor kurzem poliert, in den vielen Jahren war sie ganz matt geworden.

Zwei Jahre lang verbrachten wir die heiße Zeit bei Olly Werner in Petropolis. Sie war unverheiratet geblieben und nahm damals "paying guests". Olly machte kochen Spaß, oft ging sie selber in die Küche und erfand Gerichte, was dann dabei herauskam war immer erstaunlich lecker. Sie gab auch ihre Rezepte gerne weiter. Eines habe ich noch in meinem Büchlein stehen, mir war garnicht klar, daß ich das schon so lange habe, nun fällt es mir wieder ein. Sie war aber nicht nur eine gute Köchin sondern auch sonst sehr lebendig und anregend. Sie gab mir den Mut zu meinem selbst genähten, taubenblauen Wollkleid einen breiten, schwarzen

Ledergürtel zu tragen, was ich sehr schick fand, was damals aber nicht üblich war. Auch war sie wirklich musikalisch. Ich bewunderte sie sehr, wenn sie abends als Lektüre eine Partitur ins Bett nahm.

Das zweite Mal, wohnte bei ihr gleichzeitig mit uns auch ihre, mit einem Engländer verheiratete, Schwester. Der kleine Sohn wurde von ihnen "Spitfire" genannt, nach dem schnellen, wendigen, englischen Jagdflugzeug. Sie fanden das furchtbar komisch, wir eigentlich nicht. Es erinnerte an den Krieg und das fanden wir nicht komisch. Sicher war es nicht nur das, jedenfalls sind wir früher abgereist. Das war schade, denn wir waren gerne dort.

Auch im Haus ihrer Eltern habe ich Olly einmal besucht. Ihnen gehörte die "Fabrica de Tecidos Werner", die Seidenspinnerei und Weberei in Petropolis. Dabei zeigte sie mir auch die ganze Fabrik. Am eindrucksvollsten fand ich die Druckerei, wo noch per Hand die verschiedenen Farben eines Musters aufgebracht wurden.

Viel später lud sie mich noch ein paar Mal mit "passenden" jungen Herren in ihr wunderschön gepflegtes altes Haus in Botafogo ein. Doch das war wohl nicht das Wahre. "O Gott, fechten tut sie auch" war das letzte was ich von einem der Herren zu hören bekam.

Danach muß Opi das Haus in der "Cova da Onça" in Teresópolis erstanden haben. Es lag herrlich einsam. Wenn man auf der halb verglasten Veranda stand sah man nur ins Grüne, über ein stilles kleines Tal. Bougenville und Jasmin blühten am Haus. Jahrelang umgab uns dort eine sagenhafte Stille, obwohl wir gar nicht so weit von Teresópolis entfernt waren.

Das Haus war bis auf Tisch- und Bettwäsche voll eingerichtet. Als wir das erste Mal, zu einem Wochenende oben waren, war es wie Weihnachten. Opi hatte den Gaskühlschrank angeworfen, er funktionierte. Mama und ich standen in der Wohnküche und dachten einen Augenblick nach wo wir wohl Töpfe und Pfanne, Geschirr und Besteck finden würden. Es war kaum zu glauben, alles war dort wo es hin gehörte, man brauchte nur die Schubladen und die Fächer aufzumachen. Es war wirklich alles vorhanden was man brauchte.

Etwas problematischer waren unsere Kochkünste. Wir konnten beide eigentlich nicht kochen, woher auch, in Rio hatten wir dafür Henriqueta.. Wir wollten Pfannkuchen machen, das konnte eigentlich nicht so schwer sein! Die ersten ließen sich aber nicht wenden, sie waren viel zu weich. Erst als wir uns überlegten, daß vielleicht doch auch das Eiweiß in den Teig gehörte, (wir hatten es vorher sauber getrennt) da wurden es

Pfannkuchen.

Jeder von uns bekam ein Zimmer, meines war wirklich nur eine Kammer, aber es hatte ein Bett und einen Wandschrank. Jobst schlief ausserhalb des Hauses, eine Treppe hoch über der Garage. Dort hatte er ein schönes großes Zimmer und ein eigenes WC.

Als ich am ersten Abend einschlafen wollte, zog die Verteilung der Decken, die wir ja aus Rio mitgebracht hatten, in Gedanken noch einmal an mir vorbei. Es war kalt und jeder von uns hatte drei Decken bekommen. So ganz genau wußte ich nicht wieviel es im Ganzen gewesen waren, doch 12 waren es bestimmt nicht. Als ich bei Mama anklopfte und reinschaute, da war alles klar. Sie hatte einmal wieder nicht an sich gedacht und alle Decken verteilt. Sie lag unter ihrem Pelzmantel und wollte mir erzählen, daß das auch genug sei.

Nun fuhren wir oft an verlängerten Wochenenden rauf. Am Anfang war es eine Fahrt von etwas über zwei und einer halben Stunde. Die direkte Straße gab es noch nicht. Der Weg ging über Petropolis, vorbei an Carangola und Correias ins Gebirge, über den Paß und dann wieder runter in die Varzea.

Viele Jahre waren wir nun zu den Schulferien in der Cova da Onça. Opi kam am Wochenende dazu.

Später war Mama ein paar Mal allein mit Jobst in den Schulferien oben. Da ich arbeitete konnte ich auch nur zu den Wochenenden raufkommen. Freitags wartete Opi immer bis mein Dienst zu Ende war. Dann fuhren wir, meist schon im Dunklen nach oben. Wenn ich nach einem langen Tag müde war, versuchte ich auf der hinteren Bank etwas zu schlafen. In der "serra" in den vielen Kurven wachte ich aber unweigerlich auf.

Das war nicht schade, denn immer wieder war es wie ein Märchen. In Tausend Meter Höhe, auf dem Paß wuchs ein Meer von Hortensien. Wenn sie blühten, leuchtete das helle Blau, rechts und links der Straße, wie Schnee im Scheinwerferlicht.

Bei einer Fahrt, es muß im Sommer gewesen sein, kamen wir in der Serra in einen Hagelschauer. Er war so dicht, daß wir halten mußten. Am liebsten wäre ich ausgestiegen um eine Decke über den Wagen zu legen. Doch man lies mich nicht. Es trommelte fürchterlich auf das harte Verdeck, ein Wunder daß wir keine Beulen in den Lack bekamen. In Minuten war die ganze Straße weiß.

Wenn wir in der Cova da Onça waren, besuchten wir oft Familie Beutner. Sie hatten

auf dem Weg nach Nova Friburgo, noch eine gute Stunde weiter, eine Fazenda. Beutner versuchte dort viele Jahre, mit mehr oder weniger Glück, einen landwirtschaftlichen Betrieb auf die Beine zu bringen. Sie züchteten Hühner und verkauften die Eier. Einen großen Apfelsienenhain hatte er beim Kauf vorgefunden und ihn durch Marmelos, der brasilianischen Quitte erweitert. Aus den Früchten wollten sie "Hausgemachte Marmelade" kochen. Doch als es dann anlief, merkten sie zu spät, daß die Herstellung viel zu mühsam war und der Verkauf zu unregelmäßig lief. Schließlich gaben sie es wieder auf und versuchten die Früchte so los zu werden. Doch dann brachten sie natürlich nicht mehr genug ein.

Bevor die Straße neu gemacht wurde war der Weg abenteuerlich. Hauptsächlich nach den Sommerregen war sie wie ein Flußbett ausgewaschen. Es war nicht zu vermeiden, manchmal blieb man eben stecken. Dann mußte geschoben werden. Opi blieb sitzen, wir drei anderen stiegen aus. Einmal, im Winter da zog Mama ihren Feemantel aus, drückte ihn mir in die Hand und schob mich hoch und trocken auf den Straßenrand. Der Pelz sollte ja nicht schmutzig werden. Ich kam mir höchst dämlich vor, bis mir einfiel, den Mantel in den Wagen zu legen. Dann schoben wir zu dritt.

Mama war mit Frau Beutner richtig befreundet. Endlich hatte sie einen wirklichen Gesprächspartner gefunden. Ihr und Mama ging der Gesprächstoff nie aus. Sie war gebildet und sehr belesen. Da Frau Beutner einen verwachsenen Magen hatte, war sie nicht voll einsatzfähig und eigentlich immer schonungsbedürftig. Haus und Wirtschaft machte damals Fräulein Kegebein.

Opi schätzte den recht genialen aber hoch intelligenten Beutner, der ein erstaunliches Energiebündel war und unverdrossen immer wieder etwas Neues ausprobierte, bis er dann doch schließlich aufgeben mußte.

Beutners hatten drei Kinder, zwei etwas ältere Söhne und Gisela in meinem Alter. Wir verstanden uns recht gut, obwohl man sich nichts unterschiedlicheres denken kann als uns beide. Sie war klein und stramm, ich lang und dünn. In ihrem Zimmer hatte sie eine Schlange als Haustier, manchmal trug sie das Tier auch um den Hals gewickelt spazieren. Das war ganz bestimmt nicht mein Fall. Aber trotzdem vertrugen wir uns. Auch mit den Brüdern kam ich gut aus.

Ein Mal blieb ich für ein paar Tage bei Beutners. Es sollte eine Tanzerei mit den jungen Leuten aus der Umgebung steigen. Der große Saal im Haus wurde freigeräumt und ein riesen Buffet gerichtet. Ich konnte es kaum glauben, sie rührten in

einer Schüssel Mayonnaise von 24 Eiern, ein Ferkel wurde gebraten und endlose Salate gemacht.

Der Abend mit der Fazendeirojugend fing entsetzlich steif an, die Mädchen saßen aufgereiht an der Wand und die jungen Männer standen in einer Ecke. Doch schließlich schaffte Gisela, und die Ziehharmonika die einer mitgebracht hatte, Leben in die Gesellschaft zu bringen. Dann wurde es noch ganz lustig.

Tags zuvor hatten wir schon eine Nachbarfazenda besucht. Auch hier stand ein schönes, altes, klassisches Haus. Die Besitzer lebten allerdings seit zwei Generationen in Niteroi. Wie viele ihrer Nachbarn zogen sie nur raus was sie konnten und überließen die Arbeit einem Verwalter. Man sah es dem Haus an, daß sich niemand dafür interessierte. Die Möbel bestanden aus ein paar Korbstühlen, die elektrischen Birnen hingen an der Strippe von der Decke. Nicht etwa weil sie arm waren oder sich nichts Besseres leisten konnten, sondern ganz einfach weil es niemand interessierte.

Im Schlafzimmer, unvergessen, sassen die beiden Töchter vergnügt auf einem großen Ehebett. Umgeben von Tüll und Seide, Spitzen und Rüschen. Beide nähten und stickten an einer Aussteuer. In ein paar Wochen sollte Hochzeit sein. Was da an Unterwäsche, traumhaften Nachthemden und Morgenröcken entstand hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, es waren zauberhafte Sachen. Doch wie man diese Wolken aus Spitze und Seide überhaupt tragen konnte war mir schleierhaft.

Ein paar Tage später wollten wir noch zu einer anderen Fazenda. Diesmal ritten wir ein paar Stunden über Land. Sechs Mann, drei Beutners, noch ein brasilianisches Paar und ich.

Es war so eine richtige Tour "à brasileira". Als wir ankamen wirkte die Fazenda praktisch verlassen. Ein paar Obstbäume, darunter Zitronengras.

Wir waren zwar angesagt, aber vielleicht hatten sie auch nicht mit uns gerechnet. Auf jeden Fall wußten sie nicht wann wir kommen würden. Aber das spielte auch keine Rolle. Die Besitzer waren sowieso nicht zu Hause, doch die Betten hatten sie frisch beziehen lassen. Ein Doppelbett für die drei Mädchen und ein Zimmer für die Männer. Die beschloßen auch zu kochen, denn die Köchen war nicht da. Zum Essen wurde ein Stückchen weiter aus dem "matto" eine Palmitopflanze geholt. Nicht ein hochstamm wie ich es kannte sondern ein niedriges Gewächs. Der eßbare Teil war mehr wie eine Knolle und schmeckte auch etwas bitter, aber trotzdem lecker. Reis

und Bohnen gab es dazu.

Am nächsten Tag ritten wir zurück.

Gisela und ihr Umfeld auf der Fazenda war einmal wieder etwas völlig Anderes. Es reizte mich und ich besuchte sie auch wirklich gerne. Doch das war bestimmt nicht meine Welt.

Alle drei Geschwister hatten später ein schweres Leben. Giselas Mann hat sich buchstäblich zu tode getrunken. Der eine Bruder beging Selbstmord und der andere wurde Arzt. Seine Frau bekam ein herzkrankes Kind keine Chance zum überleben hatte. Monate lang haben sie mit allen Mitteln versucht das Kleinkind doch noch zu retten, bis alles aussichtslos und nur noch eine Quälerei war. Dann haben sie es schließlich aufgegeben und einschlafen lassen. Daran ist die Ehe zerbrochen.

Auch in der schlechten Zeit, als Benzin und Geld während des Krieges knapp waren fuhren wir regelmäßig in die Cova da Onça. Unterwegs stieg Mama einmal aus um noch etwas einzukaufen. Als sie mit einem Bund Petersilie für Pfennige zurück kam, machte Opi ihr einen solchen Aufstand, daß ich ganz erschrocken war. Es war typisch für ihn, für die Fahrt und alles was ihn interessierte spielte Geld fast keine Rolle, doch sonst mußte jeder Pfennig gespart werden. Ich konnte das nicht wirklich ernst nehmen, doch Jobst konnte es nicht verkraften.

Ein paar Mal blieben Jobst und ich auch alleine im Haus in der Cova da Onça. Ich fand das immer herrlich. Jobst hauste dann über der Garage. Dort hatte er seine Musik und einen Zeichentisch für Technische Zeichnungen. Zu den Mahlzeiten kam er runter, verschwand meist aber bald wieder. Haus und Garten gehörten mir. Jeden Morgen schnitt ich frische Hibiskus von den großen Büschen am Haus für meine Vasen. Sie hielten zwar nur einen Tag, aber ich liebte sie und ihre leuchtenden Farben. Einen Haufen Bücher hatte ich dabei und ja auch jede Menge Zeit zum Lesen. Das Kochen war kein großer Aufwand. Die Einkäufe machte glaube ich weitgehend der Gärtner.

Einen Abend haben wir uns lange unterhalten. Wir saßen im winzigen Wohnzimmerchen. Eigentlich bestand es nur aus einem Ecksofa und einem Stuhl am Kamin, keine drei mal drei Meter.

Er erzählte ganz lustig, wie beim Aufrufen der Schüler in seiner brasilianischen Schule von immer wieder anderen Lehrern, immer wieder das gleiche passierte. Die Namen der Schüler wurden dem Alphabet nach verlesen, und sie meldeten sich dann mit : " presente!" Das ging glatt und reibungslos. Nur wenn sie zum "U" kamen dann

kam es: zuerst ein Stocken dann ein Stottern, Ubbb , Ubbb. Den Namen Ubbelohde mit zwei "B" und auch noch mit einem "H" war für die Brasilianer nicht zu lesen. Danach versuchten sie es mit dem Vornamen: Schobisch. Schließlich taten ihm die Lehrer leid und er meldete sich schon beim ersten Zögern als "presente".

Nicht so lustig war es als er mir weiß machen wollte, daß Mama mich bei allem vorzöge und er einfach immer zu kurz käme. Er war schlicht eifersüchtig. Sicher war der Eindruck hauptsächlich dadurch entstanden, daß ich mit Opi so viel besser auskam als er. Doch ich glaube ich konnte ihn damals überzeugen, daß er Mama unrecht tat. Sie kümmerte sich um ein Vielfaches mehr um ihn, als um mich. Das war auch nötig, ich fand das ganz richtig, da er ständig Schwierigkeiten mit seinem Stiefvater hatte. Wie es manchmal nach solchen Aussprachen geht: danach verstanden wir uns wesentlich besser.

Als der Krieg drohte versuchten wir jeden Abend die deutschen Nachrichten über Kurzwelle zu hören. Manchmal war die Übertragung so schlecht, daß man raten mußte was gesagt wurde. Natürlich versuchten wir auch Hitlers Reden zu empfangen. Wenn er sich steigerte überschlug sich der Ton im Radio. Er war ein hervorragender Demagoge. Er schaffte es die Massen zu begeistern und zu frenetischem Jubel hinzureißen. Demagogen sind immer gefährlich, da sie es verstehen die Urteilskraft der anderen auszuschalten. Das ist auch heute nicht anders als damals.

Nach dem Einmarsch in Polen im September 1939 waren wir bemüht uns vorzustellen was da vor sich ging. Mit klopfendem Herzen verfolgten wir die Berichte und suchten die Ortsnamen im Atlas. Doch irgendwann schrieb ich in mein Tagebuch: "Unter dem Jubel der Eisbären wurde die Hakenkreuzfahne gehißt." Da hatte mich wohl eine Jubelberichterstattung mißtrauisch gemacht und gestört.

Wir waren weit weg. Doch auch wir sollten helfen. Gisela v. Minkwitz strickte monatelang einen Pullover nach dem anderen, um ihn nach Deutschland zu schicken. In dem deutschen Klub, in der "Germania", wurden Wohltätigkeitsbasare organisiert. Ich verkaufte stundenlang Lose für die Tombola. Der Erlös sollte ans Deutsch Rote Kreuz gehen.

Zum selben Zweck war auch ein großes Konzert in der Musikhalle gegeben worden. Ein paar junge Mädchen in weißen Kleidern, auch ich war dabei, sollten den Künstlerinnen hinterher Blumen überreichen. Mama hatte vorher, halb aus Witz und halb im Ernst mit mir das Überreichen geübt. In einem Zimmer, da ging das ganz gut, auch wenn Mama sich bemühte es mir schwer zu machen. Doch dann auf der Bühne verschwand die eine Sängerin einfach auf der gegenüber liegenden Seite in den Kulissen und ich stand mit meinem Strauß vor dem Publikum. Aber sie war wohl eine Routinierte, der Applaus brachte sie mir wieder zurück. Ganz schnell, um sie nicht noch einmal zu verlieren, hielt ich sie fest und drückte ihr die Blumen in die Hand. Ich war mir ganz sicher, das würde ich nicht noch einmal machen.

Als 1941 auch Brasilien in den Krieg eintrat, merkte man das auch in Rio. Die Amerikaner sorgten dafür, daß deutsche Firmen enteignet und deutsche Guthaben eingefroren wurden.

Das deutsche Hospital bekam die Marine, die "Germania" ging an einen Studentenverein, der sie in kurzer Zeit runterwirtschaftete.

So verlor auch Herm. Stoltz seinen ganzen Besitz: die Firma mit Gebäude, zwei Fazendas und eine Wollweberei. Nur der Privatbesitz, die Aprazivel 5 blieb der

Familie erhalte.

Das Firmengebäude bekamen sie nach jahrelangem Kampf und Prozeß gegen die Regierung schließlich wieder. Da ein großer Teil des Hauses, mit einem Vertrag auf 20 Jahre, an "Exprinter" vermietet war, fand die Regierung keinen Käufer dafür. Die anderen Sachen wurden verkauft und waren damit für die Familie verloren.

Auch Hasenclever wurde geschlossen oder enteignet ich weiß es nicht mehr genau. Das schöne alte Firmengebäude war schon beim Durchbruch der Avenida Presidente Vargas schon vorher abgerissen worden, es hatte mitten auf der Trasse gelegen. In der Rua da Alfandega hatten Opi mit von Staa noch einen Neuanfang versucht, aber auf die Dauer war das nicht zu schaffen. Viel später in den 50er Jahren wurde auch der "neue Hasenclever" aufgelöst, die Angestellten entlassen und entschädigt. Danach hat Hannes Opi zu sich in die Firma geholt. Viele Jahre hat er bei uns die Kasse und Buchhaltung kontrolliert und eine sichere aber schrecklich komplizierte Aktienverwaltung aufgebaut. Dafür mußte er sich mit über 60 noch einmal völlig umstellen, was er erstaunlich geschafft hat.

Bald nach Kriegseintritt fingen die Haussuchungen an. Auch bei unserem Nachbarn, Opis Kollegen Richard von Staa erschienen sie eines Abends. Wahrscheinlich weil sie schon einmal dabei waren, kamen sie auch zu uns, denn einen richtigen Durchsuchungsbefehl hatten sie nicht. Eine Gruppe, vier oder fünf Mann in Zivil durchsuchten unser Haus. Ich saß so lange in meinem Zimmer, vor Angst und Nervosität beschäftigte ich mich völlig sinnlos. Dabei wunderte ich mich die ganze Zeit, was das eigentlich sollte. Ich glaube ich wollte einfach meine zitternden Hände verstecken. Ich fühlte uns so ausgeliefert.

Was sie eigentlich suchten wurde uns nicht gesagt. Sie stellten Opi ein paar Fragen und waren auch wieder fort. Von dem Tag an, stand immer ein gepacktes Köfferchen in Opis Kleiderschrank für den Fall, daß sie ihn, wie die vielen andere abholen würden. Von da an wurde auch jeden Abend Skat gespielt. Jeden Abend bis Zehn, danach kamen sie nicht mehr. Man konnte sicher sein es war wieder ein Tag überstanden. Drei Jahre haben wir das gemacht. Mama spielte tapfer mit, obwohl sie noch nach drei Jahren fragen konnte: was zählt null?

Wenn Opi seine Karten bekommen hatte, zählte er immer laut auf Russisch, um zu sehen wie weit er reizen konnte. Ich habe immer versucht zu verstehen was er da vor sich hin murmelte, aber bis zum Schluß ist es mir nicht gelungen. Doch war ich

überzeugt, daß er für Gedankenübertragung empfänglich war. Oft spielte er aus was ich ihm wortlos suggeriert hatte.

In der Aprazivel 5 erschienen sie mit einem Haftbefehl. Er lautete auf den Namen Hermann Stoltz. Er galt eindeutig meinem Schwiegervater, sie hatten seinen Namen, Rudolf Hans, ganz sicher mit dem Firmennamen verwechselt. Als man Maria, der Omama den Haftbefehl zeigte und nach Hermann Stoltz fragte, war sie so geistesgegenwärtig auf das Ölbild an der Wand zu zeigen und dem Beamten zu erklären: "Der ist aber schon lange tot". Auf den Haftbefehl kam der Vermerk "tot" und damit wurde er archiviert. Erstaunlicher Weise ist nie wieder etwas nachgekommen, Opapa blieb bis Kriegsende unbehelligt.

Opi war naturalisierter Brasilianer und kam irgendwie mit einem blauen Auge davon. Doch dann legte er sein ganzes Vermögen in einem Grundstück am Hafen an, was sich nicht zu dem erhofften guten Geschäft sondern zu einer jahrelangen Zitterpartie entwickelte. Dazu kam die ständige Ungewißheit ob man ihn internieren würde.

Das war die Zeit, in der ich oft mit Opi spazieren ging. Dabei erzählte er mir von seiner Arbeit, von seinen Problemen und was er versuchte um sie zu lösen. Er war der erste Mann, doch nicht der letzte, der mir erstaunlich ausführlich und detailliert von seiner Arbeit und seinen Schwierigkeiten erzählte. Doch es interessierte mich, es war ja sein Leben. Noch Jahre später habe ich davon profitiert. Hannes konnte ich warnen und auf Stolpersteine hinweisen, als er mit seinem Bruder anfang eine Firma aufzubauen.

Inzwischen war auch Benzin und Zucker rationiert. Die Rationierung des Treibstoffes traf uns nicht. Opi hatte zwei angemeldete Wagen, einen Wanderer und einen Ford. Für beide bekam er Benzinmarken, fuhr aber nur mit dem sparsameren und konnte sich so die Wochenend-fahrten leisten.

Am Anfang der Zuckerrationierung, mußte sich von jedem Haushalt einer melden. In der Gloria, vor der Volksschule stellte ich mich schon am frühen Morgen in eine lange Schlange. Mit einer kurzen Unterbrechung für die unser Mädchen mich vertrat habe ich vier Stunden dort gestanden. Vier Stunden ist eine lange Zeit. Die Brasilianer sind ein mitteilbares Völkchen. Rund herum wurden ganze Ehedramen und Familiengeschichten erzählt.

Schließlich bekam ich ein Papierchen. Viel wert war es dann aber nicht. Zucker konnte man sowieso nur kaufen, wenn es ihn gab. Und bald hörte zwar die

Zettelwirtschaft auf, aber Zucker gab es die kommenden 20 Jahre nur wenn man Glück hatte. Wir haben noch lange immer wenn es ihn zu kaufen gab einen Vorrat für 6 Wochen angelegt. Aber den mußte man auch haben um sicher zu gehen. Auch noch viel später in meinem 9 Personenhaushalt standen immer eine Reihe 5-Kilo-Tüten Zucker für den Fall der Fälle. Sonst merkten wir beim Einkaufen, eigentlich nicht sehr viel vom Krieg. Fleisch war manchmal knapp doch das war eine Preisfrage.

Gleich nach Kriegsbeginn wurden eine Reihe deutscher Schiffe an der brasilianischen Küste versenkt oder gekapert. Die Besatzungen, wenn sie gerettet wurden kamen in Internierungshaft. Da sie von zu Hause abgeschnitten und nicht wie die aus Brasilien internierten Deutschen von ihren Verwandten oder Freunden zusätzlich versorgt werden konnten, verteilte man sie an "Madrinhas". Ein Schiffingenieur bekam mich als "Patin". Wir waren auf der Polizei eingetragen und durften alle 14 Tage ein Paket unter 5 Kilos und einen Brief für unseren "afilhados" abgeben. Zuerst kamen sie alle auf die "Ilha das Flores", einer Insel in der Guanabara Bucht. Auch Hannes wurde nach mehreren Monaten in einer Zelle dort hin verlegt. Irgend jemand hatte es erreicht, daß wir unsere Zöglinge, obwohl nicht verwandt, dort besuchen durften.

Ein Marineboot brachte uns rüber. An sich ist die Insel wunderschön gelegen, doch der hohe Maschendrahtzaun der das Lager umgab war deprimierend. Während wir mit unseren Leuten ausserhalb auf und ab gingen standen noch ebenso viele hinter dem Zaun und schauten zu. Mein kleiner, dicker Ingenieur war ganz lustig und trug sein Schicksal mit Humor. Seine Pakete hat er so lange bekommen wie es möglich war. Warum sie nachher aufhörten weiß ich nicht mehr genau. Es kann sein, daß man sie persönlich auf die Ilha Grande hätte bringen müssen. Die Reisen da hin hatte Mama, wohl mit recht, mir nicht erlaubt. Die anderen Frauen, auch Lotte und Maria um Hermann und Hannes zu besuchen, haben es viele Male gemacht. Nachmittags fuhren sie mit der Bahn nach Mangaratiba. Die Nächte verbrachten sie meist zu mehreren in einem der wenigen Betten die man dort ergattern konnte. Am nächsten Morgen wurden sie dann im offenen Marineboot zur Ilha übergesetzt, konnten ihre Leute ein paar Stunden besuchen und mußten wieder zurück. Das waren keine Vergnügungsfahrten.

Auf der Insel hatten die Gefangenen es nicht wirklich schlecht, sie hatten viel mehr Freiheiten als in Rio. Aber Gefangene waren sie eben doch. Hannes, den ich damals ja noch nicht kannte, ist mit anderen mehrmals auf den 1000 Meter hohen Pico der

Insel gestiegen.

Mit dem Eintritt Brasiliens in den Krieg gegen Deutschland wurde auch unsere Deutsche Schule endgültig geschlossen. Schon vorher, ein oder zwei Jahre früher hatte man einen Kompromiß versucht, einen brasilianischen Direktor eingesetzt und alle Stunden bis auf die Deutschstunden in portugiesischer Sprache abgehalten. Das war für die deutschsprachigen Lehrer in Physik und Biologie, genau wie für uns ein ziemliches Theater. Wir mußten zuerst einmal die Vokabeln lernen: "O Gott, was heißt Trichter auf portugiesisch".

Die Mittlere Reife, hatten wir gerade noch vor der Umstellung bestanden. Monatelang wurde wie zu einem Abitur, dafür gebüffelt. Nicht auszudenken wie wir es, in einer anderen Sprache, mit völlig neuen Ausdrücken, hätten schaffen sollen.

In der Unterprima war dann die Schule von einem Tag zum anderen für uns zu Ende. Wir wurden nach Hause geschickt.

Damals dachten wir alle: der Krieg ist in einem Jahr vorbei. Danach wollte ich in Deutschland die Schule auf einer Presse beenden und Mathematik und Physik studieren. Um die Zeit zu überbrücken nahmen einige von uns eine ganze Weile Privatstunden. Bei Vera Knoth trafen wir Studienrat Müller. Er war bereit, uns in den Hauptfächern weiter zu führen. Durch die Schließung der Schule war er arbeitslos, er hatte Zeit. Auf die Dauer war es dann aber doch nicht zu machen, der Krieg ging immer weiter. Das Geld fing wohl auch an knapp zu werden. Das Vermögen aller Deutschen wurde eingefroren. Wir mußten aufhören.

Jobst hatte sich inzwischen im "Colégio Andrews", einer brasilianischen Schule angemeldet. Auch ich hätte das machen können, hätte aber drei Jahre wiederholen müssen um den Einstieg in das andere Schulsystem zu bekommen. Doch dazu fehlte mir der Elan.

Die Schule war zu Ende. Die Privatstunden hörten im Laufe der Zeit auch auf. Auch die Tanzereien waren vorbei, denn schließlich waren wir in Feindesland.

Im Klub hatte ich mich schon eine Weile bei Gesprächen zurück gehalten, wenn sie politisch wurden. Obwohl alle wußten, daß ich Deutsche war, war ich für sie vorrangig "Tibeta". Auch als ich mich von ihnen verabschiedete, weil ich meinte es sei besser so, wollten sie es verhindern. Riefen noch bei mir zu Hause an. Ich hätte doch nichts mit dem Krieg zu tun. Aber irgendwie hatte ich es eben doch.

Wir konnten uns frei bewegen und wurden persönlich auch nie angegriffen.

In der Stadt haben sie einmal, allerdings schon gegen Ende des Krieges, versucht mir eine faule Apfelsine an den Kopf zu werfen. Doch sie ging doppelt daneben. Einmal überhaupt und dann weil sie mich als "Americana" beschimpften. Es war wohl einer der sich ärgerte, daß Brasilien zum amerikanischen Sklaven geworden war und nach USA-Pfeife tanzen mußte.

1942 wurde ich 18 Jahre. Damit mußte ich meine "Carteira de Estrangeiros" beantragen. Ein Glück, daß ich so viel Zeit hatte. Wochenlang war ich damit zugange. Denn in meinen Papieren war alles verkehrt. Der Name meiner Mutter war einmal so und einmal so geschrieben, Opi hieß einmal Rodolfo und einmal Rudolf. Aber das Schlimmste war, daß ich zwei Väter hatte. Einen Leo Ubbelohde und einen Rudolf Hilger, der in meinen Einreisepapieren stand. Nach sechs Monaten und vielem Schlange stehen, wollten sie mir endlich meinen Ausweis geben, doch ohne Vater! Inzwischen war ich ein paar Mal im Auswärtigen Amt, im "Itamarati" gewesen, einem wunderschönen alten Kolonialbau mit Innenhof und antiken geschnitzten Jacarandámöbel. Dort hatte ich inzwischen einen Beamten gefunden der mir immer wieder half. Zum x-ten mal zog ich zu ihm und bat um Rat. Noch einmal wurde verlängert, noch einmal alles mit neuen Steuermarken versehen und wieder neu eingereicht. Doch kaum zu glauben, nach acht Monaten durfte ich sogar einen Vater haben. Einen und nicht zwei.

Mit Gerda Strattner und Inge Beck war ich seit der Schulzeit wirklich befreundet. Wir gluckten nicht unentwegt zusammen mochten uns aber wirklich leiden. Wir sahen uns auch außerhalb der Schule recht oft. Etwas später war auch noch Gerda Mayer dazu gekommen und sie brachte Hannes Schwester Lore in unseren kleinen Kreis.

Gerda hatte einen Kunstprofessor kennen gelernt und organisierte Vorträge. Dazu trafen wir uns im Haus von Strattners. An Hand von Lichtbilder wurden uns Kunststile und Maler gezeigt und nahe gebracht. So ein Professor, wenn er gut ist, kann natürlich eine Menge vermitteln. Und dieser war gut und hat uns sehr viel gebracht. Unter vielem Anderem hatten wir uns auch mit Fra Angelicos "Verkündigung" beschäftigt. Als ich Jahre später das Bild im Louvre suchte, bin ich mehrmals daran vorbei gelaufen, denn die Größe stimmte einfach nicht mit meiner Vorstellung überein. Das Bild war einfach viel zu klein.

Wir trafen uns aber auch ohne Vorträge. Ich erinnere mich an so manchen

Nachmittag an dem wir unter dem Sapotí-Baum in der Aprazivel 5 gesessen haben. An einem diese Nachmittage entdeckte ich die fast unerschöpfliche Bibliothek im Haus. In den Kriegsjahren, als wir nichts Neues kaufen konnten war sie eine Fundgrube für mich.

Mit Lore verband mich bald eine ganz eigenartige stille Freundschaft. Sie war sehr ruhig und sehr verschlossen. Doch manchmal brachte ich sie zum erzählen. Von ihrem Leben und ihren vielen Geschwistern, von denen ich nur Irmgard kannte. Die war sehr anders als Lore. Sehr viel lebhafter doch immer ein wenig affektiert.

1941 nach der Internierung von Hannes und seinem Bruder Hermann, zog dessen Frau Lotte mit ihren Kindern und Lore ganz nach Carangola, bei Petropolis. Lore litt an Asthma und fühlte sich in der Höhe, mit den kühleren Nächten, sehr viel besser. Dort oben habe ich sie einmal für eine Woche besucht. Es ging ihr nicht sehr gut. Die kleinste Anstrengung ließ sie außer Atem kommen. Doch sie beklagte sich nie. Wir saßen viel im Garten. Helmut, Helga und Claus spielten um uns herum. Sie waren alle drei noch ganz klein.

Nicht lange danach, als sich ihr Zustand weiter verschlechterte und noch eine TB dazu gekommen war, mußte Lore dann doch in ein Sanatorium nach Correias. Als ich sie dort besuchen wollte hat Mama mir das nicht erlaubt. Doch als sie sah wie leid mir das tat, fuhr sie selber rauf um Lore zu besuchen.

Mama hat sich wohl

eine ganze Weile mit ihr unterhalten und dabei auch nach ihrem Zwillingsbruder Jürgen gefragt, der sich in Deutschland freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte. Lore ging es nicht besonders gut, aber bei ihrer wagen, ausweichenden Antwort war meine Mutter überzeugt, daß Lore von seinem und ihrem baldigen Tod wußte. Was Lore damals eigentlich nicht wissen konnte, aber gefühlt hatte: Jürgen war Tage vorher in der Lüneburger Heide in einem Lazarett gestorben. Auch sie lebte nicht mehr lange.

Der Krieg in Europa zog sich immer länger hin und meine Hoffnung bald zu einem Studium nach Europa fahren zu können schwand immer mehr.

Eine ganze Zeit lief ich nachmittags in die Rua da Quitanda um Buchbinden zu lernen. Das war ein grausig schöner Laden. Er gehörte einer kleinen flinken Person die erstaunlich viel Ahnung hatte. Doch sie war wie ihr Laden, immer etwas verraufft und mit klebrigen Fingern. Sicher bekamen wir etwas beigebracht, doch in einer so

sagenhaft genialen Unordnung, daß ich mich immer wieder wunderte wie schließlich dann doch ein perfekt gebundenes Buch dabei heraus kam. Sie brachte uns bei wie man mit der Faserung von Pappe und Papier umgehen muß, wie Leim noch lange nicht Leim ist und was man mit welcher Klebe macht. Wenn ich später mit den Kindern gebastelt habe, konnte ich so Manches davon verwenden.

Eine ganze Weile besuchte ich einen Näh- und Zuschneidekurs. Wir lernten die Grundschnitte für jede Figur zu machen und bekamen gezeigt wie man sie für die verschiedenen Modelle verändern muß. Danach habe ich jahrelang alle meine Schnitte selber gemacht. Zum Schluß bekamen wir ein Diplom. Dafür mußte ein Kostüm mit Bluse und ein anspruchsvolles Kleid genäht werden. Mein dunkelbraunes Schneiderkostüm gelang mir, den kleinen Fehler am Ärmel sah man nur wenn man ihn kannte. Der Kragen war genau richtig und die Taschen saßen wo sie hingehörten. Irmgard fragte mich einmal ob es von unserem polnischen Herrensneider gemacht sei, das war ein Lob, das ging mir glatt runter. Das Nähen machte mir Spaß. Bis auf eine kurze Zeit in den 60ziger Jahren habe ich dann fast alles für mich genäht. Auch für Mama entstand einiges. Ich erinnere mich an ein helles Sommerkostüm. Um keine Abnäher zu machen hatte ich vorne und hinten den Stoff mit Smokfelder gerafft. So entstand ein wenig Weite die meiner überschlanken Mama gut stand.

Ich hätte gerne Kunsttöpferei gelernt. Doch damals gab es nur eine einzige Möglichkeit und die war in Niteroi, in Neves. Das war, und ist auch heute noch eine wirklich finstere Gegend. Ich mußte einsehen, daß das nicht machbar war. So war ich zwar immer beschäftigt, Langeweile gab es sowieso nicht, aber wirklich befriedigend war das alles nicht.

Gerda hatte angefangen als Sekretärin bei einem Rechtsanwalt zu arbeiten. Doch wenn ich mich nach einer Arbeit umsehen wollte, war Opi dagegen. So kam das Angebot die Stelle in der Praxis bei Dr. Rieper zu übernehmen genau richtig. Eigentlich war es nicht was ich mir erträumt hatte, doch es war eine Möglichkeit. Opi war damit einverstanden und ich stellte mich vor und wurde angenommen. Außer mir gab es keine andere Sprechstundenhilfe. Ich war alleine. Was von mir verlangt wurde war nicht zu schwer, doch es dauerte eine Zeit, bis ich lernte die verschiedenen Aufgaben zu koordinieren. Bis ich gemerkt hatte, was gleich gemacht werden mußte und was auch Zeit hatte. Ich durfte die Sachen so organisieren, wie sie mir am besten von der Hand gingen. Rieper war genau, aber geduldig und immer bereit zu erklären. Wir kamen gut zusammen aus. Als auch er nach einiger Zeit, diesen Blick in die

Augen bekam und mich in den Arm nehmen wollte, fand ich wohl die richtigen Worte. Er hat es nie wieder versucht und wir sind drei und ein halbes Jahr bestens zusammen ausgekommen. Auch mit Frau Doktor kam ich gut aus. Sie hatte sich vor mir mit allen Sprechstundenhilfen immer verkracht. Das war auch kein Wunder. Sie hatte eine erstaunlich Art mit uns umzugehen. Doch schlechte Laune war ich von Opi gewohnt, das konnte mich nicht erschüttern.

Verglichen mit dem was heute bei einem Frauenarzt üblich ist, waren wir bescheiden ausgestattet. Die ganze Flut von Wegwerfsachen gab es noch nicht, natürlich auch keinen Ultraschall. Im Konsultorium konnten wir eigentlich nur Blutsenkungen machen und den Eiweißgehalt im Urin testen. Und trotzdem verlief die Krebsvorsorge nicht viel anders als heute. Die Schwangeren und die, die es gerne werden wollten wurden betreut. Und doch war es anders. Die Patientinnen waren keine Nummern sondern Menschen. Dr. Rieper hatte die Gabe sich für jede Patientin in Ruhe so viel Zeit zu nehmen wie sie brauchte.

Dann saß ich meist an meinem kleinen Schreibtisch im Wartezimmer und versuchte die Wartenden zu beruhigen. Ich habe mich immer wieder gewundert, wie der weiße Kittel auf die Menschen wirkt. Es ist als ob er Hemmungen abbaut. Der seelische Druck wird abgelassen. Es war erstaunlich was man mir, da alles erzählte, ja eigentlich nicht mir, sondern was man alles los werden mußte.

Schon fast komisch war es als ich in den letzten Monaten einen Verlobungsring trug. Vor allen die ostjüdischen Frauen, sahen ihn sofort und sie waren es dann auch, die mir nicht Glück wünschten sondern zu lamentieren begannen. Um Gottes willen, warum ich bloß heiraten wolle, so jung und so hübsch, damit sei das Leben doch vorbei. Und dann kamen die entsprechenden Kommentare. Doch habe ich ihnen wohl nicht alles geglaubt, denn geheiratet habe ich dann trotzdem.

Nach einiger Zeit, ich hatte schon ein paar Mal bei kleineren, ambulanten Eingriffen im Konsultorium geholfen, nahm Rieper mich auch ins Hospital mit. Da ging es natürlich anders zu. Mit Hände und Unterarme scheuern fing es an. Danach mußte ich von Kopf bis Fuß in sterilisiertes Zeug steigen, als Letztes bekam ich auch noch Haube und Maske umgebunden. So eingepackt stellte man mich das erste Mal an die Wand, ich sollte zusehen. Plötzlich wurde mein Scheitel und mein Magen ganz kalt. Mir ahnte Böses. Ganz vorsichtig um nirgends anzustoßen, und keinen zu stören schlängelte ich mich aus dem sterilen Raum. Danach weiß ich nur noch wie ich mich darüber wunderte, daß die schwarz weißen Fliesen langsam aber sicher auf mich

zukamen. Damit war es dann aber auch schon vorbei, rechts und links hatten sie mir unter die Arme gegriffen um mich am Fallen zu hindern. Sofort ging es mir wieder gut, doch diesmal ging ich nicht zurück. Mein Zeug war nun nicht mehr steril. .

Später ist mir das nie wieder passiert. Sowie ich eine Aufgabe hatte kam keine Übelkeit hoch. Im Laufe der Zeit machte mir die Arbeit Spaß, auch wenn es oft ein langer Tag wurde. Wenn ich morgens bei einer Operation instrumentiert hatte und nachmittags in der Praxis war, ging er oft von früh morgens bis abends acht, neun Uhr. Das war nicht täglich aber es kam doch immer einmal wieder vor. Fünf mal die Woche ging ich gleich nach dem Mittagessen, spätestens um halb zwei aus dem Haus und war selten vor acht Uhr wieder zu Hause.

Mein Gehalt war am Anfang mehr als bescheiden, durch das Instrumentieren besserte es sich aber etwas auf. Endlich konnte ich mir auch selber etwas kaufen ohne fragen zu müssen. An den leckeren blauen Pflaumen aus Argentinien mußte ich nun nicht mehr vorbeigehen, wenn es sie gab. Fast ein wenig beschämt gönnte ich mir den Genuß.

Als erstes kaufte ich mir elegante, schwarze, hochhackige Schuhe aus Wildleder sie waren weit ausgeschnitten und wirklich apart. Für meine Verhältnisse kosteten sie ein Vermögen. Aber ich habe den Kauf nie bereut. Nicht lange danach erstand ich Schuhe aus braunem Krokodilleder, was man damals noch konnte. Sie waren unverwüstlich. Selbst bei Regen wenn sie völlig durchweicht wurden behielten sie ihren Glanz und die Form.

In zwei Zimmern in einem Hochhaus am Castello, hatte ein Deutscher nach dem Krieg eine Buchhandlung aufgemacht. Nun gab es auch endlich wieder deutsche Bücher zu kaufen. Langsam versuchte ich mir einen eigene Bibliothek zuzulegen. Mein Nachholbedarf war mehr als groß.

Seit wir in Santa Teresa wohnten kam Werner Michahelles, damals ein ganz junger Mann, öfter einmal bei uns vorbei. Er unterhielt sich gerne mit Opi, der war wohl so eine Art väterlicher Freund für ihn. Anfangs siezte ich ihn, er dutzte mich, ich war 11 oder 12 Jahre alt. Doch meist erschien ich gar nicht erst, ich hatte besseres zu tun. Damals konnte ich wochenlang an einer Stickerei in Crivo-Technik sitzen. Erst wurde ein Netz aus dem Stoff gezogen und das, dann wieder mit einem Muster versehen. So schmückte ich auch das Vorderteil einer Bluse, die ich für Mama zu Weihnachten nähen wollte. Nach ein paar Jahren siezten wir uns beide. Da war ich dann schon

öfter mal dabeigeblichen, wenn er kam. Erst sehr viel später, als wir schon befreundet waren dutzten wir uns.

Noch während des Krieges, ich war wohl 18 oder 19, fragte Werner mich und die Eltern ob ich wohl Lust hätte mit ihm ins Theater zu gehen. Zuerst fand ich es ganz komisch, daß dieser "alte Mann", er ist mindestens 10 Jahre älter als ich, sich nun auch für mich und nicht nur für Opi interessierte. Doch dann wurde es im Laufe der Zeit eine gute, sichere Freundschaft.

Werner war begeisterter Theatergänger und übertrug seine Bewunderung für Procopio und den schwarzen Grande Othello auf mich. Wir gingen hinterher immer zu Fuß nach Hause. Dabei unterhielten wir uns, doch eigentlich war ich es die redete und Werner hörte nur zu. Einmal regnete es, ausnahmsweise hatte ich mich bei ihm eingehängt, da wir nur einen Schirm dabei hatten. Auf halbem Wege fiel es mir einmal wieder auf, nur ich redete. Er vermittelte mir zwar absolute Aufmerksamkeit, aber sagte selber kaum ein Wort. "Aber ich höre doch deine Stimme so gerne!" War seine lächelnde Entschuldigung. Es war nicht leicht, doch manchmal schaffte ich es auch von ihm etwas zu erfahren. Über die Jahre trafen wir uns immer einmal wieder. Langsam wurde er mein unregelmäßiger Begleiter. Durch ihn kam ich in einen Kreis, der etwas älter war, zu dem nach seiner Freilassung bei Kriegsende auch Hannes und seine Schwester Irmgard gehörten. Wir wurden zusammen eingeladen und trafen uns auf Picknicks und Ausflügen. Werner war ein so verlässlicher Freund. Obwohl wir uns nie auch nur einen Kuß gegeben hatten war ich eine lange Zeit fast sicher, daß wir eines Tages heiraten würden. Wir mochten uns wirklich leiden. Alles paßte so gut, die Erziehung, das Elternhaus und das ganze Umfeld. Doch als er mich dann später fragte, war es zu spät. Wir sind trotzdem gute Freunde geblieben. Beide haben wir die Partner gefunden, die wir brauchten.

Der Krieg in Europa war vorbei. Ich hatte meine Arbeit und Jobst ging in die Schule. Opi war mit seinen Problemen beschäftigt, die ihn sehr bedrückten. Wenn wir spazieren gingen, damals tat er das noch gerne, wurde er bei mir seine Sorgen los, nicht bei seiner Frau. Mama war immer da. Liebevoll versuchte sie zu trösten und auszugleichen, aber auf ihre Weise, ihre distanzierte Weise. Wir alle, wohl auch ihr Mann, hatten immer den Eindruck, daß sie auf einer anderen Ebene lebte. Ich bewunderte sie und hoffte später auch einmal so zu werden, gebildet und

ausgeglichen. Allerdings auf keinen Fall so passiv. Einmal versuchte sie mit mir durch das Zimmer zu tanzen, weil sie merkte, daß ich traurig war. Das war nicht gut. Das entsprach nicht unserem stillschweigenden Einvernehmen. Man wußte von einander aber sprach nicht darüber.

Über alles konnte man reden, aber nicht über das was einen wirklich bewegte. Damit mußte ich selber fertig werden. Um das zu schaffen entstand einmal ein sehr finsternes in Blei gezeichnetes Selbstporträt. Wochenlang lehnte es an meiner Zimmerwand. Damit konnte ich mir meinen Kummer sozusagen von Außen betrachten.

Mein 21. Geburtstag sollte gefeiert werden. Eine Tanzerei war zu Weihnachten nicht zu machen, also wurde ein Abendessen daraus. Es sollten nicht mehr als sechs Gäste werden, so suchte ich nach einem Kompromiß, um niemand zu kränken. Ob wir am 25. einluden oder einen Tag später weiß ich nicht mehr. Aber geladen waren Werner, sein Freund v. Buch, Gerda und Irmgard mit Bruder Hans Ulrich. Der Abend wurde kein besonderer Erfolg. Das lag nicht nur daran, daß die Unterhaltung zum großen Teil per "Sie" ging. Es war einfach alles zu steif. Wir fanden keine gemeinsame Unterhaltung. Hannes war kurze Zeit vorher, nach 3 Jahren Internierung aus der Haft entlassen worden. Ich hatte ihn nur kurz einmal in der Nr. 5 gesehen. Er war mit den Eltern aus einer Tür gekommen an der ich gerade vorbeiging. Wir schauten uns etwas dumm an, während die Eltern vorstellten. Er dachte sich: "schade viel zu jung." Mir war die Vorstellerei mit lobenden Worten für mich und meine Freundschaft zu Lore, unangenehm und ich machte, daß ich weiter kam.

Sehr viel lockerer ging es ein paar Wochen später bei Stahmers zu. Lolita und ihre Schwester wollten ins neue Jahr tanzen. Das wunderschöne Haus ihrer Eltern an der Lagoa eignete sich bestens dafür. Trotz der mindestens 20 Paare gab es kein Gedränge. In der lauen Nacht konnte man auch draußen sein. Am frühen Morgen, wir hatten die ganze Nacht durchgetanzt, hatte einer die Idee nun auch noch gemeinsam an den Strand zu gehen. Mit Werner fuhr ich nach Hause und holte Badezeug. Danach haben wir beide allerdings beschlossen, das nicht noch einmal zu machen. Diese vergammelten Gesichter und verlaufene Schminke war tagsüber kein schöner Anblick. Das war nicht der richtige Abschluß für eine fröhlich durchtanzte Nacht.

An sich war ich immer zu Gange. Ich hatte die Arbeit, die oft den ganzen Tag füllte.

Wenn es abends zu spät geworden war, weil ich noch etwas unternommen oder zu lange gelesen hatte, verschlief ich schon einmal, aber meist brauchte ich den Morgen. Immer hatte ich eine Näherei oder Bastelei die fertig werden sollte.

Oft wurde am Wochenende etwas organisiert. Die Segelei war vorbei, doch Hamilkar war nach wie vor zu jeder Bergtour bereit. Auch Werner rief öfter einmal an, ob ich nicht Lust und Zeit hätte etwas zu unternehmen. Wir gingen spazieren oder aßen auch einmal abends zusammen mit Freunden in einem Lokal. Und dann gab es ja auch noch die Cova da Onça. Trotz des weiten Weges fuhren wir immer gerne rauf. Man konnte im Garten unter den Bäumen sitzen oder auf der Veranda lesen. Manchmal fuhren wir auch zu Beutners. Bis auf die Hektik sonntags nach dem Mittagessen, beim Einpacken vor der Rückfahrt nach Rio, war es eigentlich immer ein gruhsames, friedliches Wochenende. Die Eltern waren beide gerne oben, Mama lebte richtig auf.

Eines Tages rief Irmgard bei mir an. Sie würden in Niteroi, in Itaquatiara einen Picknick machen. Ob ich nicht Lust hätte mitzukommen. Ich war lange nicht dort gewesen und fand das eine gute Idee. Noch zur Schulzeit waren wir an einem Wandertag, mit der Klasse ganz kompliziert mit Barke und Bus dort hin gefahren.

Nun traf ich zum ersten Mal, nach dem verunglückten Geburtstagsessen, wieder auf Hannes. Er war genau so steif und langweilig. Ich hatte meinen Kamm vergessen, als ich ihn, der neben mir im Sand lag, um so ein Ding bat, bekam ich die trockene Antwort: "Höchstens ein Staubtuch"! Die wenigen Haare die er damals noch hatten, reichten wohl nicht für einen Kamm. Er war überhaupt nicht sehr freundlich, die "Kleine" war ihm lästig. Das konnte er haben, es waren genug andere da.

Monate später fuhr Hannes, Irmgard und mich an einem Nachmittag zum Teetriken nach Joá, am Ende der Avenida Niemeyer. Damals stand dort noch ein Lokal hoch oben am Berg. Wir saßen in einer Ecke an einem kleinen Tisch. Durch das Fenster konnte ich runter auf die mächtige Dünung sehen, die gegen die Felsen donnerte. Hinterher habe ich Hannes einmal gefragt, warum er eigentlich den ganzen Nachmittag so muffelig, nur mit seiner Pfeife beschäftigt war. Es war fast ungezogen was er sich da leistete. Wieso ich hätte mich ja bestens mit Irmgard unterhalten und außerdem sollte niemand auf die Idee kommen er könne sich vielleicht für mich interessieren.

In jenem Jahr war auch das große Fest bei der Viscondessa de Morais. Sie besaß ein wunderschönes Anwesen auf dem Weg nach Teresópolis. Wohl 10 Paare waren für ein Wochenende auf ihr Sítio eingeladen. Auch Werner und ich waren dabei. Abends sollte in langen Kleidern getanzt werden. Mama hatte mir von sich einen langen, weiten, hortensienblauen Chiffonrock gegeben, den durfte ich verwenden. Das dazu passende Oberteil war mir zu eng. Doch sie hatte noch einen größeren Rest vom seidenen Unterrockstoff, aus dem versuchte ich nun etwas zu machen. Es war nicht ganz einfach, aus den einzelnen nicht sehr großen Stücken etwas zu zaubern. Damit es reichte, mußte ein breiter, längerer aber schräger Stoffstreifen mit verwendet werden. Ein enges, schulterfreies Oberteil bekam ich gerade noch aus den kleinen Abschnitten zusammen. Darüber wie ein von der Schulter gerutschter Schal, kam der breite Streifen. Es war zwar ungewöhnlich aber es gelang und sah richtig gut aus. Dazu band ich mir Omas "Schachbrett" (Rena hat es nun als Brosche, mit Saphiren und Brillanten) wie zu "Großmutterns Zeiten" mit einem schwarzen Samtband um den Hals. Für mich war es eine Verlegenheitslösung gewesen, die dann aber eine Welle der wirklich schulterfreien Kleider in Gang setzte.

In mehreren Autos reisten wir an. Das Haus lag wunderschön am Hang eines einsamen, bewaldeten Tales, umgeben von einem großen gepflegten Garten mit eigenem Schwimmbad.

Für das Abendessen hatte die Viscondessa eine Reihe kleiner Tische decken lassen. Alles war so richtig gepflegt mit Kerzen und Blumen, Kristall und Porzellan. Mein Platz sollte laut Tischkarte an einem Sechsertisch sein. Mein Tischherr war natürlich Werner und wie zur Strafe bekam ich Hannes auf meine andere Seite. Diesmal war er etwas aufgekratzt, er hatte wohl die richtige Tischdame. Gegen Ende des Essens, er hatte mich mehrmals prüfend angesehen, sagte er Plötzlich: "Das Kleid hat sich noch keinen Zentimeter verschoben!" Nicht ganz klar war, ob das ein Lob oder ein Tadel sein sollte. Es war wohl ein Lob.

Eine Kapelle spielte die halbe Nacht und wir tanzten.

Am nächsten Vormittag wollten wir in die "picina". Ich hatte ein Problem. Da es in ganz Rio keinen Büstenhalter für ein schulterfreies Kleid gab, hatte ich einfach von einem die Träger abgeschnitten und ihn mit Heftpflaster festgeklebt. Die hatten allerdings nun zwei schöne rote, unerklärliche Streifen auf meinem Ausschnitt hinterlassen. Zum Schluß haben wir dann alle darüber gelacht.

Für die Rückfahrt wechselten wir die Autos, ich weiß nicht mehr warum. Werner und

ich fuhr mit noch zwei anderen jungen Mädchen, in Hannes kleinem, schwarzen Mercedes zurück. Es war recht eng, aber wir waren vergnügt und fingen an zu singen. Als uns die flotten Lieder ausgegangen waren, fing Hannes an Choräle zu singen. Das war gerade noch auszuhalten, doch je getragener sie wurden desto langsamer fuhr er. Als wir in Rio ankamen, war ich jedenfalls völlig genervt.

Ich war einmal wieder dabei eine Bergtour zu organisieren. Diesmal wollte ich zu Fuß auf den Zuckerhut. Hamilkar hatte mir erzählt, es sei gar nicht gefährlich nur ein kleines Stück sei etwas schwierig. Werner und Irmgard fanden das eine gute Idee. Doch dann kam wilder Protest von Hannes. Er sei doch nicht verrückt auf einen Gipfel zu steigen, den man mit der Drahtseilbahn erreichen kann. Mit dem Protest kam er durch, wir gaben nach und stiegen statt dessen auf die Gavea. Es war recht anstrengend und steil. Durch Wurzeln und Bäume angelten wir uns eine ganze Weile bergan. Doch stiegen wir schließlich ohne Probleme an den Augen vorbei auf das Plateau. Der Tag war etwas verhangen, ein feuchter Nebel kam auf, wir mußten zurück. Aber wir waren trotzdem zufrieden, wir hatten es geschafft.

Beim Raufklettern hatte ich es nicht gemerkt, vielleicht war es auch durch den Nebel gekommen. Der lehmige, steile Pfad war plötzlich ganz rutschig. Beim Abstieg verlor ich plötzlich den Halt. Ich rutschte, nicht weit, aber ich rutschte. Da oben ist der Weg wie eine Sprungschanze, hundert Meter weiter verliert er sich im Abgrund. Plötzlich hatte ich Panik. Hannes merkte das und kam ein Stück zurück. Mit seinem : "Nicht aufregen, ich helfe ihnen", beruhigte er mich soweit, daß ich weiter absteigen konnte. Er stand zwischen mir und dem Abgrund und stützte meine Stiefel. Zum ersten Mal war er nicht schnippisch, sondern nur ruhig.

Zum Jahreswechsel 46 auf 47 waren die Eltern nach Teresópolis gefahren. Ich hatte die Erlaubnis bei uns eine Fete zu geben. Es wurde die erste einer Reihe "surprise parties" die vor allem Irmgard organisierte. Eine wirkliche Überraschung war es natürlich nicht, ich wußte schon in etwas wer kommen würde. Auch meine Leute waren dabei, die ich natürlich angerufen hatte. Jeder brachte etwas mit, zum essen oder trinken. Auch ich hatte natürlich etwas vorbereitet. Doch der Schein mußte gewahrt bleiben, die Teppiche rollten die Gäste selber bei Seite damit wir auf dem Parkett tanzen konnten.

Die drei ineinander übergehenden Wohnräume waren ideal für so eine Fete. Es war

eine laue Neujahrsnacht, die große Eisentür zur Veranda stand weit offen. Wir haben viel getanzt, ich hatte das Gefühl, daß alle zufrieden waren. Irgendwann als ich mich mit Blindhuber auf dem Sofa unterhielt, schaute er sich um und sagte etwas verwundert und lachend in seiner bayrischen Mundart: "So viele große Männer hab ich noch nie auf einer Party gesehen!" Nun ja, Irmgard war noch ein Stückchen größer als ich und wir wollten ja auch Partner zum tanzen haben.

Mit Hannes hatte ich getanzt, wir standen auf der Veranda, da schaut er mich an und sagt wirklich: "Gnädiges Fräulein, was halten sie von Goethe?" Ich dachte, ich höre nicht recht. Ein Teil war Verlegenheit, aber trotzdem, das konnte ja nicht wahr sein. Damals war ich schon überzeugt, daß wenn er nur wollte, man sich auch mit ihm vernünftig unterhalten könnte. Das habe ich ihm auch gesagt.

Einen paar Tage später rief er mich an, ob wir nicht versuchen wollten uns zu unterhalten. Eine ganze Zeit saßen wir auf einem Mäuerchen an der Avenida Niemeyer und schauten runter auf die Brandung. Dabei habe ich wohl von meinem Kummer erzählt, daß man als Mädchen sich immerzu seiner Haut wehren müsse und wie das immer alles kaputt mache. Ich hatte es gerade einmal wieder hinter mir. Das hat er sich gemerkt, denn später bekam ich das oft freundlich unter die Nase gerieben.

Aber zuerst einmal erzählte er mir ganz rührend von seiner großen Liebe, von seiner Schulfreundin Elfriede. Sie hatten nach dem Krieg wieder angefangen zu korrespondieren. Das war genau das was ich brauchte. Das war jemand mit dem ich mich unterhalten konnte der aber emotional auf eine andere fixiert war.

Alle paar Wochen rief er an und wir gingen spazieren, oder fuhren eine halbe Nacht durch die Gegend. Dabei konnten wir fast über alles sprechen. Es hatte sich zwischen uns erstaunlich schnell ein Vertrauen aufgebaut, wir fühlten uns sicher keiner von uns würde es mißbrauchen.

Außer meinen Eltern wußte niemand von unseren Fahrten. Hannes wollte es so, mir war es egal. Ganz bestimmt haben wir nie vergesse, daß er ein Mann und ich eine Frau war, und doch war anfangs etwas anderes wichtiger. Er konnte laut denken und die Briefe an Elfriede mit mir besprechen. Ich wußte, daß er auch in Rio Freundinnen hatte, doch das störte mich überhaupt nicht, im Gegenteil. Das machte mich frei, ich konnte ausgehen mit wem ich wollte und das tat ich auch.

Der Krieg hatte Gregorius in Deutschland überrascht. Nach Kriegsende sind sie sofort

in ein Lager für "Displaced Persons" gezogen, um eine Ausreiseerlaubnis nach Brasilien zu bekommen. Das haben sie damit auch verhältnismäßig schnell erreicht. Die ersten Wochen wohnten sie bei uns in der Travessa. Wir rückten zusammen es war etwas eng, aber es ging. Sie hatten im Lager, auf wenigen Quadratmetern, nur durch einen Vorhang von andern Familien getrennt, monatelang so beengt gelebt, daß es den vier Gregorius trotzdem richtig luxuriös vorkam.

Mama hatte, für die Gäste, im Badezimmer vier Zahnputzbecher auf die Fensterbank gestellt. Das Gesicht von Tante Lippi werde ich nie vergessen. Sie war wirklich einen Augenblick verwirrt, was sie eigentlich mit den vielen Bechern sollte. Im Lager hatte jeder nur eine Tasse gehabt, zum trinken, für die Suppe und zum Zähneputzen. Doch dann mußte sie selber lachen. Sie hatte wohl ihr "chin up" aus der Lagerzeit noch nicht ganz abgelegt.

Nach ein paar Wochen fanden sie ein Häuschen in Petropolis. Einen großen Teil ihrer Möbel hatten sie die letzten Jahre bei uns untergestellt, die nahmen sie nun wieder mit.

Onkel Jan fing sehr bald an eine kleine Industrie, eigentlich mehr eine Heimarbeit aufzubauen. Ein Bekannter, aus dem Lager, der sich auch daran beteiligen wollte war am kommen. Ich sollte ihn in Rio vom Schiff abholen und für seine Verzollung sorgen. Ich weiß nicht recht wie Onkel Jan sich das vorgestellt hatte, auch nicht warum er das nicht selber gemacht hat. Ich kannte den Mann nicht und er war mir auch gleich als etwas schwierig angekündigt worden.

Wir saßen im Botanischen Garten auf einer Bank, als ich Hannes davon erzählte. Ohne zu zögern, war er bereit mitzukommen. Das habe ich ihm hoch angerechnet und es war auch gut so. Wie der Kompagnon hieß habe ich vergessen, doch kaum hatten wir ihn ein paar Tage später am Hafen lokalisiert, machte er uns auch schon eine Szene. Warum ich kein Geld mitgebracht hätte? Nun keiner hatte mir etwas davon gesagt, und dann ging es auch ohne. Doch ohne Hannes wäre es wohl nicht gegangen, der mit Bierruhe an meiner Seite stand und mir half die Wogen zu glätten. So war es auch später fast immer, wenn der eine sich aufregte, dann wurde der andere ganz ruhig und suchte eine Lösung zu finden.

Hannes und sein Bruder Hermann versuchten inzwischen mit Vertretungen wieder ein wenig Geld zu verdienen. Die alte Firma gab es nicht mehr, das Firmengebäude war noch beschlagnahmt. Ihr Schlafzimmer in der Aprazivel 5 war anfangs ihr Büro. Ganz

mühsam fingen sie von vorne an. Den Namen "Stoltz" wollten sie wegen der "Schwarzen Liste" der Amerikaner nicht gebrauchen, so hatten sie sich Visitenkarten mit dem Namen "João Jorge" drucken lassen. Die konnten sie beide benutzen. Die Ware unter dem Arm zogen sie durch die Stadt und versuchten Geschäfte zu machen.

Als noch weitere Vertretungen dazu kamen, konnten sie sich ein Büro im Erdgeschoß der Rua da Alfandega, fast an der Praça da Republica leisten. Das lag so richtig in der Türkengegend, die waren am Anfang auch ihre haupt Kunden. Es war ein gräßlicher Laden. Er hatte einen Lichthof, eigentlich mehr einen Schacht. Mit einem festen Maschendraht war er gegen die oberen, bewohnten Stockwerke abgesichert. Der Schacht war oben durch ein Glasdach gegen Regen geschützt, so daß man ihn eigentlich hätte nutzen können. Wochenlang wunderten sie sich über den eigenartigen Schmutz der am Montag immer auf ihren Sachen lag. Doch dann wurden sie klüger. Sie entdeckten nämlich, daß die Ziege im ersten Stock am Wochenende immer auf den Maschendraht wanderte. Kein Wunder, daß montags immer erst gefegt werden mußte.

Nun waren sie auch nicht mehr alleine, Dona Erna Buddenberg kam dazu. Sie sollte jahrzehnte lang für den Lauf und die Ordnung im Laden sorgen. Sie kam aus der alten Firma, auch sie war am Anfang des Krieges für ein paar Wochen in der Polizei verhört, dann aber wieder frei gelassen worden. Selbst Hannes hatte richtig Respekt vor ihr. Doch gegen die Ziege war auch sie machtlos. Alle anderen mußten ordentlich und pünktlich sein. Der Laufbursche Hugo wurde lauthals vom Klo gerufen wenn er dort zu lange rauchte oder Zeitung las.

Die ersten Verkäufer wurden angestellt, so daß die Brüder sich um andere Sachen kümmern konnten. Ganz langsam fing auch für sie der Im- und Export wieder an. Ihr Schwager Hans Schuldt saß mit im Büro. Er kochte sein eigenes Süppchen, benutzte aber die Dienste der "Araponga", wie die Firma nun hieß. Das ging eine ganze Weile, doch dann war es der Grund zur Trennung.

Manchmal kam ich erst um neun Uhr nach Hause, dann wurde es schon einmal halb zehn bis Hannes mich, nach einem kurzen Abendessen abholen konnte. Dann fuhren wir noch rauf nach Paineiras oder nach Alto da Boa Vista. Damals konnte man das noch. Heute wäre das unmöglich und viel zu gefährlich. Wieder hatte ich einen Mann der die Sorgen und Überlegungen seiner Arbeit bei mir los werden mußte. Eigentlich

konnte ich nur bewundern mit welchem Optimismus die Brüder versuchten weiter zu komme, doch manchmal fiel mir auch von Opis Erzählungen eine Parallele ein, dann konnte ich auch schon einmal von dessen Erfahrungen berichten. Aber natürlich sprachen wir nicht nur von seinem Geschäft.

Elfriedes Briefe waren nicht immer leicht zu beantworten. Ihr Leben, wohl auch die Frau, war sehr kompliziert. Erst als sie später ihren dritten Mann, ich glaube auch einen Schulfreund, heiratete war sie zum ersten mal in ihrem Leben wirklich glücklich und ausgeglichen. Hannes hing an ihr, doch heiraten würde er sie auf keinen Fall. Endlich wenn Hannes anfang zu Gähnen, dann war das ein Zeichen, daß er nicht nur müde, sondern auch entspannt war. Also konnten wir nach Hause fahren.

Irgend wann, nach vielen Monaten hatten wir an der Vista Chinesa angehalten. Es regnete, die Lichter der Stadt waren kaum zu sehen. Beide waren wir in Gedanken und schauten in den Regen, der im Widerschein der Stadt, auf den Wagen trommelte. Eigentlich war es wie immer, und doch nicht. Hannes nahm mich in den Arm, er hatte es vorher nie versucht. Ich hatte gefühlt, daß er es tun würde und zum ersten Mal drängte mich nichts es zu verhindern.

Äußerlich änderte sich nicht viel, er traf sich weiter mit seinen Freundinnen und ich ging weiter mit Werner aus und wurde mit ihm eingeladen.

Am Mittagstisch waren sich Jobst und Opi endlich einmal einig, wenn sie mich necken konnten und Wetten abschlossen wer wohl das Rennen bei mir gewinnen würde.

Doch einmal, nach dem Essen, meinte Opi mich warnen zu müssen: ich solle Hannes vergessen, der sei zu Hause viel zu gut versorgt um zu heiraten. Er war dabei aus der Tür zu gehen, während er mir das sagte, es war ihm zwar unangenehm aber ernst. Über die Wetten hatte ich noch gelacht, doch als er mich warnte wurde mir plötzlich klar, daß es für mich nur einen Mann gab, mit oder ohne Hochzeit. Davon war zwischen Hannes und mir nie die Rede gewesen. Im Gegenteil, ich wußte, daß er sich von anderen Frauen bedrängt fühlte. Das einzige was Opi mit seiner Warnung erreicht hatte war, daß ich mir selber klar wurde was Hannes mir bedeutete.

Als Hannes im April 58 mittags plötzlich im Konsultorium bei Dr. Rieper stand und mir etwas atemlos sagte: "Ich habe übrigens mit meinen Eltern gesprochen", da habe ich ihn ganz ehrlich gefragt, " worüber?".

Wenig später rief Schwiegervater wohl bei meinen Eltern an. Ob sie Besuch machen dürften? Mama fragte ob es noch am gleichen Tag sein müsse und bekam zur Antwort: "Nein, nein aber je eher, desto besser!"

Anschließend rief sie bei mir an um sich zu erkundigen was das bedeuten solle, ob das etwa eine Verlobung sei? Nun ich hatte es ja auch gerade erst erfahren, es schien so.

Und es war es dann ja auch so.

Hannes hatte wohl recht aus "Du" und "Ich" war ein "Wir" geworden. Man mag es heute kaum mehr glauben, doch ich habe nie bereut auf ihn gewartet zu haben.

Wentorf, 16. 06.94.